

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339244](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339244)

## Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

### Eine fromme Hausfrau.

Welch eine harte Geduldprobe, welche ein schweres, drückendes Loos es sei um ein langanhaltendes Siechthum, um einen kranken, gebrechlichen Körper, ach, das kann ein Gesunder nimmer recht verstehen, denn er ahnet nicht, wie leicht im siechen Leibe die Seele dem Adler gleicht, der nicht hinaufsteigen kann zur strahlenden Sonne, weil des Jägers schnelle Kugel ihm die Schwingen gelähmt hat, die früher so mächtigen Fittige. Am inwendigen Menschen wachsen, während der äußere, sichtbare Mensch verweset, und im Glauben um so fröhlicher und getroster werden, je tiefer das heilsame Wachsthum in's Fleisch schneidet, das sollen wir armen Erdenpflger freilich unter dem Kreuze der Trübsal lernen, aber die Schule, welche für den Himmel uns erziehen soll, hat gar mancherlei Grade.

Das mußte Alles auch der Pfarrer von Dauroph, einem Dorf im Hessenland, erfahren, *Peter Fischer* genannt, aber zugleich auch wie wunderbar der Herr die Seinen rette durch gar unscheinbare Werkzeuge, und wie wahr des weisen Königs Salomo's Spruch ist, da er sagt: „Wer eine Ehefrau findet, der findet was Gutes und bekommt Wohlgefallen vom Herrn.“

Der Pfarrer Fischer von Dauroph war ein ernster und eifriger Menschenfischer gewesen im Dienste des Herrn der Kirche; er hatte mit großer Kraft und unermüdelichem Streben das Netz ausgeworfen, und ob auch sein Schifflein manchmal von den Wellen schier bedeckt ward, so hatte ihn solches nicht sehr angefochten, denn er war stark von Leibe und kräftig und heftig von Geist. Er that sich im Eifern für den Herrn nimmer genug. Ob ihn sein Herr und Meister eine stille Bahn des Wirkens führen wollte, ob er ihm, wie dem Elias auf dem Horeb, sagen wollte, der Herr komme nicht im starken Winde, der die Berge zerreißt und die Felsen zerwirft, auch nicht im Erdbeben und im Feuer, sondern im stillen, sanften Säufeln; genug, der starke, kräftige Mann fiel in eine lange, schmerzhafteste Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte.

Unermüdelich pflegte sein treues Weib, Frau Maria, den kranken, überaus ungeduldigen Mann, ertrug liebreich und ohne Murren die reizbare Heftigkeit seines Gemüths, und mit Gottes Hülfe schwand der Krankheit Todesgefahr. Aber von dem alten, ehemaligen Pfarrer Fischer,

von seiner Kraft und Frische und Lebendigkeit war keine Spur mehr vorhanden. Die tiefste Schwermuth, der bedencklichste Trübsinn, lag auf seinem ganzen Wesen, und eine solche Verzagttheit und Gottesverlassenheit, daß weder menschlicher noch göttlicher Trost und Zuspruch fruchten wollten.

Sogar zu den geringsten Handlungen und Verrichtungen des schönen Pfarramts fehlte dem Niedergeschlagenen der frohe Muth. Mit Geduld und alter Anhänglichkeit und Liebe ertrug die Gemeinde lange diese mißlichen Zustände, die höchst schädlich zu werden drohten, besonders für die aufwachsende Kindheit und Jugend, endlich aber wurden Klagen laut, so laut, daß sie der kirchlichen Oberbehörde des Hessenlands zu Ohren kamen, die darauf ernstlich mit Absetzung des saumfeligsten Seelforgers einschreiten wollte. Pfarrer Fischers beste Freunde wurden an ihm irre, als aller Zuspruch nichts fruchtete, und hielten seine Muthlosigkeit und seinen Trübsinn für Faulheit und Bequemlichkeit. Nur sein treues Weib, die eifrige Gehilfin im Amte, wurde nicht müde, und bewahrte fortwährend Geduld und fröhliche Hoffnung. Sie las ihm mit Kraft und Salbung vor aus Gottes Wort und aus den Schriften der alten, bewährten Glaubenshelden; sie machte ihn aufmerksam auf die Beispiele der Geduld im Leben bewährter Christen, und drang von Tag zu Tag, von Woche zu Woche kräftiger immer in ihn, sich ein Herz zu fassen und die Kanzel wieder einmal zu besteigen vor der versammelten Gemeinde.

„Laß mich, Marie,“ pflegte dann Pfarrer Fischer gewöhnlich kleinmüthig zu sagen, „ich kann nicht; meine Kraft ist gebrochen; der Herr will mich nicht mehr in seinem Dienste.“ — Aber das schreckte die kräftige, hoffende Seele der frommen Pfarrfrau nicht; sie nahm das Bibelbuch zur Hand, schlug das Evangelium des nächsten Sonntags auf, des fünften nach Trinitatis, Lukas 5, 1 bis 11, in welchem Petri Fischzug und seine Berufung zum Apostelamt erzählt wird, las es vor mit Andacht und großer Zuversicht, und sprach sodann in ermunterndem Tone: „Laß jetzt einmal sehen, lieber Mann, was du zu Nutz und Frommen und zur Erbauung unsrer Gemeinde nehmen würdest aus diesem schönen Evangelio, wenn du ganz gesund wärest. Siehe, hier steht allerlei geschrieben von dem Wolfe, das sich

zum Herrn und Heilande drang, zu hören sein Wort, und von Petrus und den Aposteln, wie sie, nach mühseliger, nutzloser Arbeitsnacht, doch am Morgen die Netze nicht an das Ufer werfen ohne sie zu waschen, sondern wie sie dieselben rüsten zu neuem Fange, denkend und hoffend, der Herr werde ihnen am Tage Gnade geben. Und höre, lieber Fischer, da kommt noch ein Wort, das ist so recht für dich gesagt: Einer, der Petrus hieß, gleich wie du, der spricht, indem er seinem Herrn und Meister in's Auge schaut: "Auf Dein Wort will ich das Netz auswerfen!"

In diesem Sinne sprach die wackere, fromme Pfarrfrau noch lange, und ihre Worte fielen wie Thautropfen auf dürren Grund. Der Glaube erwachte mit Einem Mal in dem jagenden Herzen des Gatten, und mit ihm die Kraft und der Muth. Schweigend ergriff Pfarrer Fischer die Bibel und las so lange und so stille vor sich hin, daß die Hausfrau endlich auffand und ihren Geschäften nachging. Aber wie staunte sie und wie jubelte ihr Herz, als sie plötzlich drinnen in der Stube den Pfarrer mit lauter Stimme Paul Gerhards glaubensreiches Lied singen hörte, dessen erster Vers also heißt:

Befehl du deine Wege  
Und was dein Herz kränkt,  
Der allertreuesten Pflege  
Deß, der den Himmel lenkt!  
Der Wolken, Luft und Winden  
Gibt Wege, Lauf und Bahn,  
Der wird auch Wege finden,  
Da dein Fuß gehen kann.

Auf solch ein Singen und Spielen dem Herrn, da wich der Geist der Schwermuth und des Unglücks; Pfarrer Fischer genas wieder ganz an Leib und Seele, und hat das Netz in seines Herrn und Meisters Namen noch viele Jahre lang ausgeworfen, und das mit mehr Geduld und Sanftmuth als früher, und daher auch mit desto mehr Segen.

Wenn aber die Rede war vom Ehestand, und Dieß und Jenes dafür oder dawider vorgebracht wurde, dann pflegte er zu sagen: „Das Loos wird geworfen in den Schoos, aber es fällt wie der Herr will; mir ist, Gott sey's gedankt, das Loos gefallen auf's Lieblichste!“

#### Doppelte Krönung.

Als im Jahr 1764 der Kaiser Joseph II. der edle, geliebte Herrscher, zu Frankfurt am Main mit der goldenen Krone des heiligen römischen Reichs gekrönt wurde, da krönte der ewige, all-

mächtige Herrscher und Erwähler einen frommen Pfarrer mit einer schönen Dornenkrone, und des Gottesmannes seliges Abscheiden lebte noch lange Zeit in gefegnetem Andenken unter den Gliedern seiner Gemeinde.

Pfarrer Holzmann war ein gar treuer und eifriger Hirte der seiner geistlichen Obhut anvertrauten Heerde gewesen; in einem freundlichen Dorf in der Nähe der freien Stadt Frankfurt lehrte und ermahnte er gewissenhaft durch Wort und Beispiel. Niemals hatte man ihn viel gesehen in dem bewegten Leben der Handelsstadt am Main, nicht einmal in seinen jüngeren Jahren, desto mehr aber an den Krankenbetten seiner lieben Pfarrkinder und in den Wohnungen der Betrüben und Heimgesuchten.

Doch da Kaiser Joseph, der allgemein geehrte und geschätzte junge Monarch, sollte gekrönt werden, ein Kaiser, von dem man sich im deutschen Reich gar Vieles und Wunderbares versprach, dem ein guter Ruf von Einsicht und Herrschertugend und Menschenfreundlichkeit vorausgegangen war, und von allen Seiten her die Fernen und Nahen in die Kaiserstadt strömten, und aus dem eigenen Dorfe schier Keines daheim blieb, das nicht durchaus mußte, da griff auch Pfarrer Holzmann zu seinem alten Rohrstock und sagte zu seinem Weibe, der frommen, treuen Gehilfin: „Gertrud, ich will auch in die Stadt gehen, in Gottes Namen, mit den Andern allen, die nicht daheim bleiben können, vielleicht daß mir der Herr den Gang segnet für mich und Andere.“ — Und er drückte der erprobten Lebensgefährtin herzlich die Hand, und wanderte fort getroßt und wohlgemuth.

Der Weg nach der Krönungsstadt wimmelte von Fußgängern und Reitern. Die Fremden eilten vorüber und beachteten den Einzelnen nicht; die Bekannten aber riefen ihm Grüße zu, sprachen auch wohl ein Wort mit ihm; und Allen gab er freundlich Bescheid, und trug ihr Wort und Bild in seinem Herzen; denn das Herz des alten Holzmann war ein gar weites und reiches, und hatte gar Mancher ein Plätzchen darin und einen Betaltar.

Auch heute gedachte der Pfarrherr seiner Freunde, die an ihm vorübereilten, sehr innig und herzlich; wie sie ihn geliebt, wie sie ihm wohlgethan zu vielen Malen, dessen freute er sich dankbar vor Gott, und war gar fröhlich in seinem Herzen. Auch des jungen Kaisers, der heute gewählt und gekrönt werden sollte, gedachte er vor dem Herrn, und bat für ihn um ein weises und frommes Herz, auf daß alle seine Untertha-

nen ein ruhiges und silles Leben führen möchten, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.

Glücklich gelangte Pfarrer Holzmann nach Frankfurt und durchschritt die volkreichen Straßen. Da kommt plötzlich ein Hündchen auf ihn zugelaufen; er aber hat seiner nicht Acht, denkt bei sich, da es den Schwanz herabhängt, es habe seinen Herrn verloren in dem Menschengewimmel. Auch als das Hündchen an ihm hinaufspringt, kümmert es ihn nicht; er wehrt das Thier mit der Hand von sich und will weiter gehen. Jetzt fühlt er aber einen tiefen Biß in seinem Bein, und gleich noch einen zweiten, und sieht sein Blut durch die Strümpfe hinab in die Schnallenschuhe fließen. Nun betrachtet Holzmann seinen Angreifer genauer, und überzeugt sich mit einem Blick, leider aber zu spät, daß der kleine Hund toll sei.

„Barmherziger Gott!“ ruft er, „erbarme dich meiner und führe es zum guten Ende. Dir sei Leib und Seele befohlen!“ — Und mit schnellen Schritten eilt er dem Hund nach, erreicht ihn wie er eben an einer Frau hinaufspringt, und schlägt ihn mit seinem dicken Rohrstock nieder.

Aber was nun beginnen? Nach Hause, zu den Seinen, zog ihn sehnliches Verlangen, doch verspricht er sich in Frankfurt selbst schnellere Hülfe. Er eilt zu einem Arzte; der ist nicht zu Hause; zu einem zweiten, auch der ist ausgegangen. Er klopft an alle Thüren wo Bader und Wundärzte wohnen, endlich an alle Barbierstuben; Niemand hört den armen Mann an, Niemand ist bereit ihm zu helfen. Die Kaiserkrönung und die Augenlust liegen Allen heute näher am Herzen als ein Menschenleben.

Indem Pfarrer Holzmann vergebens nach einem Arzte sucht, stößt ihn die wogende Menge dahin und dorthin. Er hört die Festglocken von allen Thürmen läuten, und sie tönen ihm wie Grabgeläute; er sieht den Zug mit dem gewählten Kaiser aus der Domkirche nach dem Römerberge ziehen, und trotz der bunten, glänzenden Kleider kommt ihm der prachtvolle Feierzug vor wie sein eigener Leichenzug. Jetzt, als der junge Kaiser sich auf dem Söller des Römers dem Volke zeigt, als das Volk sich um die ausgeworfenen Krönungsmünzen, um den gebratenen Festschwen, den altherkömmlichen, lärmend tummelt und schlägt, da erfaßt Holzmanns zitternde Hand endlich den ersehnten Arzt, und er bittet und beschwört ihn, ihm zu helfen. Allein der Arzt vergißt seiner Pflicht; er tröstet den Hülfelebenden mit den Worten, der Hund sei wahrscheinlich gar nicht toll gewesen, und er wolle ihm morgen

in der Frühe die Wunde ausbrennen und verbinden; heute könne kein Christenmensch ihm zumuthen, daß er hier seinen guten Platz verlasse; denn es sei noch gar Vieles zu sehen; und eine Kaiserkrönung erlebe man nicht alle Tage.

Da wandte Pfarrer Holzmann sich still und schweigend aus dem Getümmel; er sah wohl, daß die Selbstsucht heut Alle in Priester und Leviten verwandelt habe, die den Geschlagenen kalt am Wege liegen lassen; für ihn zeigte sich kein barmherziger Samariter. Da bei Menschen keine Hülfe zu finden war, so befahl er sich dem Arzt im Himmel, der da gibt einfältiglich Jedermann und rückt es Niemand auf. Und Holzmann trat den Heimweg an.

Sein Gebet zu dem Helfer in aller Noth, und die Stille des freundlichen Aprilabends nach dem Getümmel des Krönungstages, thaten ihm so wohl, daß er getröstet heim kam und Kraft behielt, auch die Seinen, die ängstlich besorgte Gattin und die klagenden und jammernden Kinder, zu trösten: Aber nicht mit eiteln Lebenshoffnungen, sondern mit denen, die der Herr seinen Jüngern gab: „Es ist euch gut, daß ich von euch gehe!“

Wohl ließ Vater Holzmann am andern Tage das verwundete Bein von dem Arzte verbinden, wohl besorgte er genau dessen Vorschriften, allein in seinem Herzen war es zur Gewissheit geworden: „Beschicke dein Haus, denn du wirst sterben und nicht leben bleiben.“

Und so that auch der fromme Pfarrer. Noch Ein Sonntag, das fühlte er, war ihm in diesem Leben beschieden; den wollte er noch mit seiner Gemeinde begeben. Obgleich von großen Schmerzen gequält, betrat er noch einmal die Kanzel. Von allen Bewohnern des Dorfes fehlten heute nur die Kranken und Unmündigen. Alt und Jung hing an seinen Lippen; Alle fühlten, daß ihr treuer Hirte von ihnen Abschied nehmen wollte.

Und er nahm Abschied. Sein Predigttext war der Abschied Pauli von den Ältesten der Stadt Ephesus: Apostelgeschichte, Kapitel 20. Und als er kam zu der Stelle: „Und nun, lieben Brüder, ich befehle euch Gott, und dem Wort seiner Gnade, der da mächtig ist, euch zu erbauen, und euch zu geben das Erbe unter Allen, die geheiligt werden,“ — da konnte der Pfarrer nicht weiter reden, denn es war, wie dort zu Mileto, viel Weisens unter ihnen Allen.

Noch ein schweres Stündlein gab es, als der verhängnißvolle neunte Tag herankam und Vater Holzmann auch von den Seinen scheiden

mußte. Das that er auch mit frischer Kraft und fröhlicher Hoffnung, und sprach köstliche Worte des Trostes und des Glaubens zu den Weinenden und Liebetrübten. Sodann schritt er, stark wie ein Hieb und geduldig wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, in seine Studirstube, hieß sie von außen verriegeln und verwahren, und wartete getrost und unverzagt auf ein schweres Ende.

Und das Ende kam, aber schwer war es nicht. Einen Tag lang hörten ihn die Seinen von Zeit zu Zeit beten und zuletzt immer lauter, aber kein Geschrei der Wuth, kein Loben und Schlagen ward gehört. Der Engel des Herrn, der sich um die lagert, so ihn fürchten, und ihnen aushilft in aller Noth, der muß ihm Kühlung zugeweht haben mit seiner Palme, die in Eden spricht.

Und als es nun stille geworden war in Pfar- rer Holzmanns Studirstube, die zu seinem Ster- begemach geworden, da öffnete die glaubens- starke Frau Gertrud die Thür, und trat ein mit den weinenden Kindern, zwei Knaben und drei Töchtern, denen die Kirchenältesten der nun hir- telosen Gemeinde sich angeschlossen, mit welchen der treue Seelsorger sich oftmals berathe zu Nutz und Frommen seiner geliebten Herde. Der Todte lag zusammengesunken auf den Knien, und hatte die Hände zum Gebete gefaltet. Vor et- lichen Tagen erst war er gesund und wohlgenuth ausgezogen, um einer seltenen Kaiserkrönung beizuwohnen, und jetzt hatte sein Gott und Heil- land den schlichten, bescheidenen Landpfarrer be- reits mit des Himmels ewiger Krone geschmückt, die herrlicher glänzt als aller vergängliche Schmuck der Erde. Sanfte, himmlische Ruhe hatte sich auf des Todten Antlitz gelagert, und auf dem Pulse, daran er seit langen Jahren so manche Predigt geschrieben zum Trost und zur Erbauung Derer, die seiner geistlichen Pflege befohlen, lag das alte Bibelbuch aufgeschlagen, Offenbarung Johannis, Kapitel 14, in welchem der dreizehnte Vers also lautet: „Und ich hörete eine Stimme vom Himmel zu mir sagen: Schreibe: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ Diesem schönen Bibelspruch fügen wir folgenden Liebersvers bei:

Es ist noch eine Ruh vorhanden;  
Auf, müdes Herz, und werde Licht!  
Du seuzest hier in deinen Banden,  
Und deine Sonne scheint nicht.  
Sieh auf das Lamm, das dich mit Freuden  
Dort wirbt vor seinem Stuhle weiden,

Wirf hin die Last und eil' herzu!  
Wald ist der schwere Kampf vollendet,  
Wald, bald der saure Lauf geendet,  
Dann gehst du ein zu deiner Ruh.

### Nachtrag zum Nutzen der Vögel.

(Korrespondenzartikel.)

Unterm 27. April 1862 wurde dem Boten ein gar lieber und erfreulicher Brief zugesandt, dem aber leider die Unterschrift und der Wohn- ort des ihm daher unbekanntem Verfassers fehlten, also daß der Bote seinen herzlichen Dank für das wohlwollende Sendschreiben nur öffentlich im Kalender selbst aussprechen kann, in der Hoff- nung, er werde auf diesem Wege gewiß an den rechten Ort und an den rechten Mann gelangen. Derlei freundliche Zusendungen erfreuen den Bo- ten, und ermuntern ihn, in der Weise getrost im Kalenderschreiben fortzufahren, die er seit Jahren befolgt. Nun denn, lieber, unbekannter Korres- pondent vom 27. April, der Bote dankt dir von Herzen für deine freundschaftliche Mittheilung, und wünscht und hofft, daß sie, so Gott will, nicht die letzte sein werde. Deine beiden Räthsel, die der Bote, selbst ein Räthselmacher, leicht errathen konnte, sollen in den Kalender für 1864 eingerückt werden; für dieses Jahr kamen sie et- was zu spät in Straßburg an, denn die Nüsse zum Aufknacken waren schon aus dem Kasten des fleißigen Setzers herausgewachsen. Schönen Dank dafür!

Und jetzt zur Hauptsache, wegen welcher der so willkommene Brief eigentlich geschrieben worden. Im Kalender des vorigen Jahrs stand ein von dem Boten aus dem Französischen übertragener Aufsatz, betitelt: Lasset die Vögel in Frie- den! Diesem Aufsatz wird nun vorgeworfen, trotz aller darin enthaltenen Wahrheiten, daß er zu sehr die Partei der armen, verfolgten Spazgen annehme, daß er diesen braungraugefiederten Dieben und Räubern allzuleicht die Stange halte. Frenn ist menschlich! Der Bote nimmt gerne gegründete Berichtigungen an, und läßt willig seinem werthen, ungenannten Korrespon- denten das Wort, in dessen Brief geschrieben steht, wie folgt:

Ein schlichter, vorurtheilsfreier Bauersmann hat in deinem Kalender, lieber Bote, für 1862, den Artikel über die Vögel gelesen, und hat sich gar sehr gefreut, daß gutdenkende Menschen diese nützlichen und artigen Geschöpfe gegen ro- hen Muthwillen und blinde Vorurtheile in Schutz zu nehmen suchen. Um aber wirksam zu sein

sollte eine solche Schutzrede sich selber ganz frei halten von Vorurtheilen und ganz naturgemäß sein. Es ist mir nun leid gestehen zu müssen, daß der Auffsatz, den du aus dem Französischen übertragen hast, nicht in allen Punkten diese Eigenschaften hat. Der Verfasser desselben scheint mit zu großer Liebe für die Sperlinge eingenommen, und sagt ihnen so viel Gutes nach, daß er es unglücklich er Weise nicht bewähren könnte. Es ist eine alljährlich bekundete Thatsache, daß die Sperlinge der Ernte viel, sehr viel Schaden zufügen; daß sie auch Maikäfer, Schmetterlinge und Raupen fressen, ist allerdings wahr, aber dieser Nutzen wiegt bei Weitem den Schaden nicht auf, den sie der Ernte beibringen; dieß ist so auffallend wahr, daß dein ganzer Auffsatz weniger beachtet wird als er es verdient, weil diese Parteilichkeit zu Gunsten der lärmenden Späßen dem Landmann lächerlich erscheint. Dann, die Raubvögel; für die wagst du fast nicht zu reden, und doch sind sie, im Gebiete der Nützlichkeit, mit den Meisen und Grasmücken und Schwalben in die erste Linie zu stellen. Gehe in einen dichten Tannenwald, der etwa mitten im Laubwald liegt, oder auf alte Thürme und verfallene Ritterschlösser, da wirst du kaum deinen Fuß niedersetzen können, ohne auf die Gewölle der Eulen zu treten; gib dir die Mühe solch' ein Ding aufzuheben und zu untersuchen, und du wirst finden, daß es ganz aus Mäusehaaren und Mäuseknöchlein besteht. Man kann sagen, daß, in der Regel, die Eule sich von Mäusen nährt, denn das Häschen oder das Rebhuhn, das sie zuweilen erwischt, kann kaum in Betracht kommen gegen die Menge der ersten, welche sie vertilgt. Und was schadet's schließlich dem Bauersmann, wenn ein junger Hase weniger auf der Welt herumläuft? Für ihn ist solcher Braten oder solcher Pfeffer nicht gewachsen; der ist für vornehmere Magen bestimmt.

Die Eulen sollte man bei Leibe nicht zu vertilgen suchen, sondern ihren Nutzen bedenken. Wenn ich an einem Bauernhose vorbeigehe, und sehe einen Raubvogel am Scheuerthor angengelt — und es sind fast immer von den nützlichen: Thurmsfalken und Eulen — so denk' ich: Da hat auch einer seine Albernheit recht zur Schau ausgestellt. Setze daher, lieber Bote, im nächsten Kalender die Schutzrede für die Vögel fort, und sage, wenn du willst, daß dir ein Bauersmann Einwürfe gemacht hat gegen das Lob das du den Späßen ertheilst, und der zugleich die Raubvögel mehr und kräftiger vertheidigt wissen möchte. In der That, es ist kein ganz und gar schädlicher

Raubvogel in unserm Vaterland heimisch; der schädlichste ist der pfeilschnelle Habicht, der dann und wann ein Huhn von einem etwas abgelegenen, einsam stehenden Hofe wegnimmt, und dieß hat in gewissen Fällen noch seinen Nutzen für den Ackerbau, denn in der Gegend in welcher ich wohne, sind einige solcher Häuser und Höfe, deren Hühner sich den ganzen Sommer über auf anderer Leute angebauten Aeckern erhalten würden, wenn nicht von Zeit zu Zeit solch ein Schnellsegler durch die Lüfte dahergebraußt käme und so den ganzen diebischen Hühnerschwarm für lange Zeit verstöbere und verschuchte. Dann ist der seltene Laubenfalk; der holt wohl manchmal eine Taube vom Dach weg, greift jedoch häufiger diejenigen an, welche zu Hause von ihrem Eigenthümer nicht gesütert werden, der diese Sorge wohlberrechnend Andern überläßt, und daher ihre Nahrung auf den bestellten Feldern suchen müssen. Es wäre darum zu wünschen, daß diese Falken zahlreicher wären, denn die hungrenden Feldtauben haben erst vor Kurzem unserm Nachbar in zwei Tagen einen Sester Saubohnen aufgepickt, die auf den Acker gesäet worden, aber nicht gleich gegagt werden konnten, wegen eingefallenen Regens. — Sodann der Gabelweih; dieser ist aber zu langsam um derlei Thiere zu fangen; der erhascht hie und da eine junge Ente oder ein Gänschen, vertilgt jedoch hundertmal mehr schädliches Ungeziefer aller Art. Der Sperber und der Lerchenfalken fangen zwar kleinere Vögel und ihre Jungen, leben aber nicht ausschließlich davon. Der Bußaar, oder Mäusefalk, ist zu ungeschickt um schädlich zu sein. Der Wespenbußaar nährt sich von dem lästigen Wespengesindel, verdient daher alle Schonung und Nachsicht. Dann, unter den kleineren Vögeln, gib't's keine nützlicheren als die Dorndreher, die Neuntödter oder Würger; aller Art Ungeziefer dient ihnen zur Nahrung, besonders vertilgen sie die so sehr schädlichen Wärren oder Maulwurfsgrillen, die sie oft an Dornen spießen und, wenn sie satt sind, stecken lassen, woher der Aberglaube kommt, daß sie selbst, die Wärren, des Nachts hineinsflögen. Es sind dieß sogar die einzigen Vögel, denen man nichts zur Last legen kann, denn nur die größere Art frist Vögel. Die Grasmücken fressen wohl Pflaumen und Kirschen, die Meisen ebenfalls, und hacken die Mohnköpfe auf, die Neuntödter oder Würger aber leben ausschließlich von schädlichen Insekten; die Wendhähne fast einzig von Ameisen und ihren Puppen.

Es wäre mir sehr lieb, werth'er Bote, wenn

du in diesem Sinne deine Abhandlung über den Nutzen der Vögel ergänzen wolltest; ich würde die nächstes Jahr einen Aufsatz über nützliche und schädliche Thiere zusenden, aber ich verspreche zum Voraus, daß er besser und ordentlicher sein wird als gegenwärtiges Gefasel, denn ich werde mir künftigen Winter mehr Weile dazu nehmen als dieß heute geschehen konnte, denn es ist Sonntag, und da möchte ich, so wenig als möglich, Zeit damit verlieren.

Hier schließt der liebe, unbekante Korrespondent des Boten, welcher, der letzten Aeußerung nach, wohl ein wackerer Landpfarrer sein könnte, seine trefflichen Bemerkungen über den Nutzen der Vögel, und der Bote weiß nichts besseres zu thun als sie geradezu im Kalender zu veröffentlichen und den Wunsch beizufügen, sie mögen von Jung und Alt recht nach ihrem Werthe bezehertigt werden und vielen Nutzen dadurch stiften.

Nochmals drückt er seinem freundlichen, aber geheimnißvollen Mitarbeiter den herzlichsten Dank aus, und bittet ihn, sein Versprechen für's nächste Jahr nicht zu vergessen. Freundschaftlichen Gruß und kräftigen Handschlag, lieber Korrespondent! Also, auf's Jahr 1864, so Gott will!

### Die verhängnißvolle Perrücke.

(Mit einer Abbildung.)

Vor langen Jahren lebte zu London, der Hauptstadt Englands, ein geschickter und sehr berühmter Schauspieler, Namens Garrick, der allgemein geehrt und beliebt war, nicht nur wegen seines großen Talents, sondern auch, und mehr noch, wegen seines biedern und edeln Charakters. Von diesem ausgezeichneten Theaterkünstler will der Bote nun ein Stücklein erzählen, das den geneigten Lesern sicherlich gefallen wird; es ist schauerlich und lustig zugleich.

In der Zeit da Garrick lebte, kam es in England, und auch sonstwo, noch vor, daß berittene Räuber auf offener Heerstraße die einzeln ziehenden Reisenden anfielen und, mit der gespannten Pistole in der Hand, nach Belieben Geld oder Leben in die Wahl stellten. Eines Tages fuhr ein reicher Pächter auf einem leichten, offenen Wägelchen zur Stadt London hinaus, um nach seinem Pachtthofe zurückzukehren. Er hatte seine Früchte sehr vortheilhaft verkauft, und der Geldgurt strotzte gefüllt um seinen Leib geschnallt. Dieser Pächter war ein ebenso reicher, als habgieriger und geiziger Mann; er saß allein in dem Wägelchen, lenkte das Pferd selbst,

und war ungemein guter Dinge und ausgeräumt über den gemachten köstlichen Früchtereverkauf.

Er war noch nicht weit aus dem Bereiche der letzten Landhäuser, deren es um London herum gar viele und prächtige gibt, als er plötzlich einen einzelnen Reiter auf sich zukommen sah, der ihm, dem geldreichen, eben noch so wohlgelaunten Mann, großes Bedenken verursachte. Obgleich der Reiter sehr gut gekleidet war, so traute der Pächter ihm doch nicht viel Gutes zu, und beobachtete ihn daher sehr scharf. Des Reiters Gesicht war auffallend bleich; dichtes, starkes, krauses und rabenschwarzes Haar umgab dieses bleiche Angesicht, was den Mann höchst unheimlich aussehend machte. Jetzt, auf einmal, sprengte der Reiter spornstreichs auf den Pächter zu, zog eine Pistole hervor und rief mit donnernder Stimme: „Dein Geld oder dein Leben! Nur rasch gewähle und nicht lange gezaudert!“

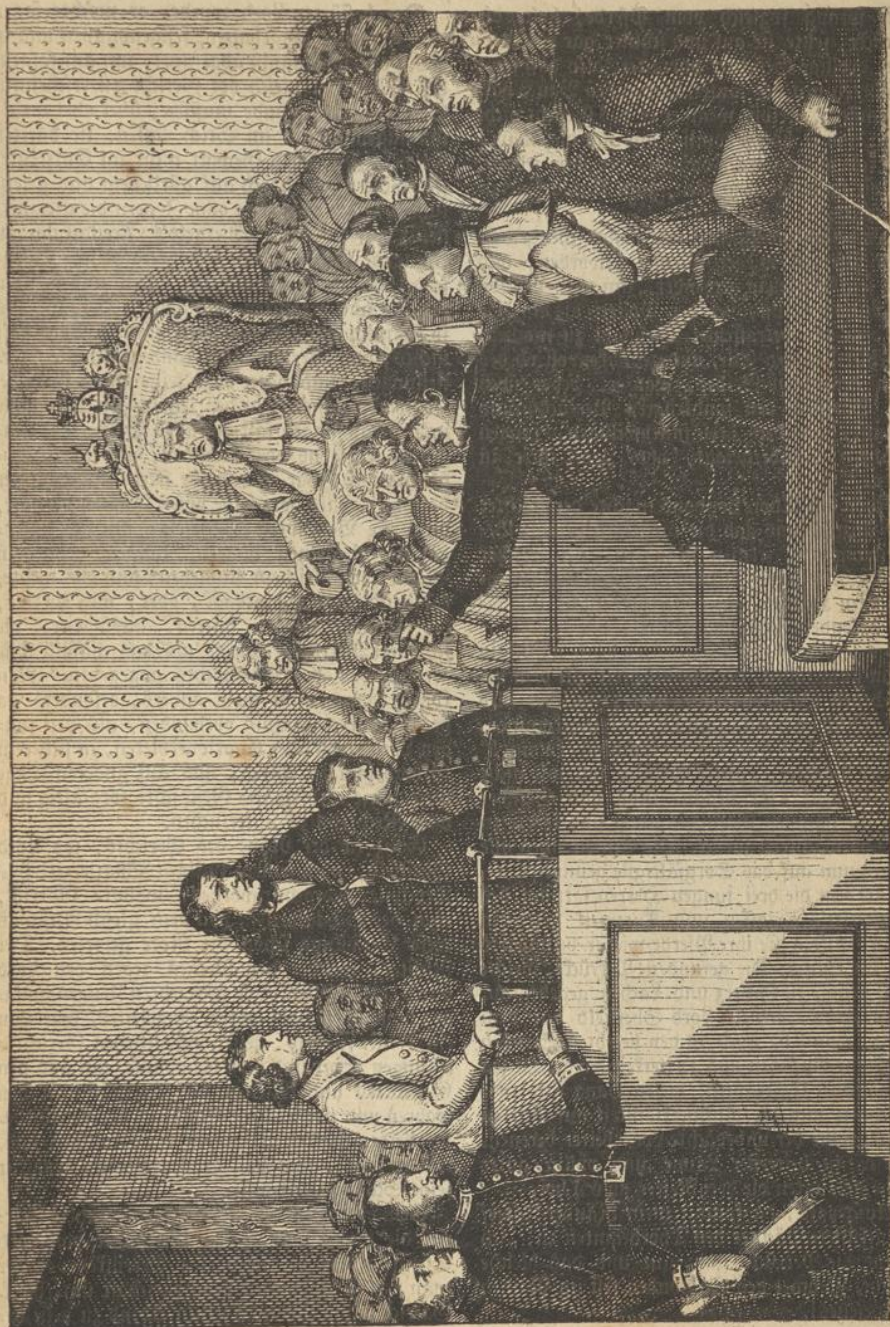
Wie vom Donner gerührt, hielt der Pächter erschrocken sein Pferd an und nahm seine Zuflucht zum Bitten.

„Nicht lang Larifaris gemacht! Meine Zeit ist knapp!“ drohte der Straßenräuber. „Noch einmal, dein Geld oder dein Leben!“ Bei diesen Worten hielt er dem Pächter die Pistole so nahe vor die Nase, daß er das Pulver roch. Da hieß es denn in allem Ernst: Entweder, oder, und dem Angefallenen blieb nichts übrig, als sich geduldig in seine Lage zu fügen und seinen Geldgurt auszuliefern, wenn er nicht sein Lebenslicht wollte ausgeblasen haben. Er löste daher klagend und zitternd den Reichtum vom Leibe los und reichte den strogenden Ledergurt dem umerbittlichen Wegelagerer hin, der sogleich die drohende Pistole einstrackte, den Gurt um die eigenen Hüften schnallte und sodann dem Pächterspferd einen tüchtigen Schlag versetzte, daß es wie toll auf und davon rannte. Sobald ihm der Verraubte aus dem Gesichte war, nahm der Spitzbube den Hut ab, zog die krause, rabenschwarze Perrücke vom Kopf, schleuderte sie in den Straßengraben und jagte mit verhängtem Zügel nach London hinein.

Bald nach dieser gewaltsamen Verraubung kamen drei junge Herren des Weges daher; einer von ihnen hieß Lord Sheffield. Es waren lustige Springinsfeld, die unter Necken, Scherzen und Lachen einen Spazierritt machten.

Da gewahrt der reiche Sheffield die im Straßengraben einsam liegende Perrücke.

„Haltet an, Freundchen“, rief er seinen Wegleitern zu, „dort liegt ein Ding, mit dem wir gut unsern Zur treiben könnten!“



Die verhängnisvolle Perrücke.

und auferzucht  
Fruchtverlauf,  
dem Bereiche der  
London herum  
er plötzlich einen  
nen sah, der ihm  
möglichst lauten  
achte. Obgleich  
so traute der  
zu, und be-  
Des Reites  
des, starkes  
umgab diese  
schü unheim-  
nal, strengte  
äter zu, zog  
donnernder  
Leben! Nur  
dert!"  
der Wächter  
im seine Ju-  
  
Meine Zeit  
haber. "Noch  
!" Bei diesen  
Wittole so nahe  
roch. Da hieß  
er, oder, und  
g, als sich ge-  
einen Geld-  
in Lebenslicht  
daher klagend  
Reibe los und  
im unerbittli-  
die drohende  
eigenen Hüf-  
terköpfen ei-  
gig es wie toll  
ihm der Be-  
ahm der Spi-  
rabenäywar-  
te sie in der  
erhängtem Zug  
  
im Verabnung  
beachtet dabei; ein  
Es waren laute  
ten, Schreyen  
ten.  
sieh die im Ein-  
ste.  
" tief er seinen  
Ding, mit dem  
nta"



Er sprang sogleich vom Pferde, holte die Perrücke, setzte sie auf und schnitt gar fürchterliche, drollige Gesichter darunter, also daß seine Gefährten sich vor lauter Lachen den Bauch halten mußten. Selbst, wenn er er das Gesicht nicht verzog, sah er höchst komisch aus mit diesem wilden, rabenschwarzen Kopsputz, der ihm jedoch, wie wir bald hören werden, zum Unglück gereichen sollte.

Der bestohlene Pächter war seines scheugewordenen Pferdes wieder Meister geworden, und hatte sein Wägelin gewendet, um nach London zurückzufahren und bei der Polizei die Anzeige von dem ihn betroffenen Diebstahl zu machen. In seiner hastigen Eile, und gedankenvoll ob des vielen geraubten Geldes, war er, bevor noch Lord Sheffield den sonderbaren Perrückenfund gemacht, an den drei muthwilligen, jungen Männern vorübergejagt, ohne groß ihrer zu achten.

Schon am Thore Londons machte der Pächter seine Anzeige und gab die möglichst genaue Beschreibung des frechen Räubers, bei welcher hauptsächlich seines dichten, lockigen und rabenschwarzen Haares, einer Perrücke nicht unähnlich, besondere Meldung geschah.

Bis jetzt war den Angestellten heute noch kein Mann aufgefallen, der Ähnlichkeit mit dem beschriebenen Straßenräuber hatte, welcher also vermuthlich noch nicht zum Thor hereingekommen.

„So bleib ich hier, bis der Spitzbube kommt!“ rief der Pächter, „dieser Strolch soll mir nicht durchwischen!“ Er brachte Roß und Gefährt flugs im nächsten Gasthaus unter und kehrte zu den Thorwächtern zurück. Die Einreitenden alle wurden nun auf das Sorgfältigste gemustert.

Nachdem die drei jungen Herren sattfam des Spazierritt's genossen und kurzweil getrieben hatten, lenkten sie ihre Pferde wieder heimwärts nach der Stadt. Die gesundene Perrücke, welche Stoff genug zu Scherz und Lachen gegeben auf freiem Felde, behielt Lord Sheffield auf dem Kopfe, damit sie auch in den belebten Straßen der Stadt Aufsehen und Heiterkeit erzeuge. Diesen jugendlichen Uebermuth, diesen Hang sich auszuzeichnen und die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, sollte der unbedachte Lord bitter bereuen.

Also, in heiterer Laune und völlig guter Dinge gelangten die drei Reiter an's Thor.

„Aufgepaßt, da kommt mein Räuber!“ rief der entrüstete Pächter den Thorbeamten zu, „ich erkenne die Perrücke ganz gut und das bleiche Gesicht. Nehmet den Spitzbuben fest im Namen des Gesetzes!“

Der bestürzte Lord wurde, er mochte sagen was er wollte, angehalten, festgenommen und in das Polizeigefängniß abgeführt, um am folgenden Morgen sogleich vor Gericht zu erscheinen. Seine beiden Freunde mußten, übel oder wohl, ihn augenblicklich im Strich lassen, sie durften sich der öffentlichen Gewalt nicht im Entferntesten widersetzen. Doch auf gütlichem und gesetzlichem Wege thaten sie ohne Zögern die geeigneten Schritte, um Sheffield's Freilassung zu erlangen; sie boten eine sehr beträchtliche Bürgschaft für ihren Freund an, baten und fleheten für ihn und erzählten den ganzen Hergang des so schlimm sich gestaltenden Handels. Alles half nichts; das Gericht blieb taub gegen alle Vorstellungen, und hatte dazu seine guten Gründe. Es waren nämlich in der letzten Zeit Ueberfälle und Verraubungen fast auf allen Seiten der Umgegend Londons vorgekommen, und allem Anscheine nach, war es derselbe freche Räuber, der bald hier, bald dort seine bösen Thaten verübte, denn die Verraubten beschrieben ihn alle durchgängig als einen hagern, jungen, schlanken Mann, von bleichem Aussehen, und das dicke, kohlschwarze Haupthaar, oder, wie Andere, die genauer gesehen hatten, ausfügten, die schwarze Perrücke, wurde als das auffallendste Kennzeichen des Böfewichts angegeben. Man konnte daher nicht wohl anders, besonders da des Pächters Zeugniß vorhanden, als den jungen Lord, trotz aller Cautionerbieten, in sicherem Gewahrsam zu halten, und am anderen Tage diese ganze räthselhafte Geschichte sorgfältig und nach Rechtens zu untersuchen.

Ganz in der Nähe des Gerichts, wo Lord Sheffield, nach seinem lustigen Spazierritt in's Trockene gebracht worden, wohnte Garrick, eben der Schauspieler, von dem gleich Anfangs dieser Erzählung schon die Rede gewesen. Der Richter, welcher den Prozeß gegen den Lord durch die zu Protokoll gebrachten Zeugenaussagen, sowohl für als wider, eingeleitet, war ihm ein treuer Freund, dessen öffentlichen Gerichtssitzungen er oft und gern beiwohnte, um aus den Gesichtern und Mienen der Borgeladenen den wahren und natürlichen Ausdruck der verschiedenen Leidenschaften zu studiren, ein Studium, das, wie er sagte, ihm von großem Nutzen war für seine Schauspielerkunst.

Sein eben heimkehrender Diener erzählte Garrick die höchst wundersame Geschichte von Lord Sheffield und der schwarzen Perrücke, von der man sich in der ganzen Nachbarschaft unterhielt. Garrick begab sich noch selben Abend zu dem be-

freundeten Richter, der ihm Alles über die Sache mittheilte, was er selbst schon wußte, mit dem Bemerkten, er könne sich vorderhand noch kein sicheres Urtheil bilden, was erst im Verlaufe der Sitzung geschehen werde, welcher beizuwohnen, er Garrick einlud, der gleich bereitwillig zusagte.

„Wissen Sie was, mein Freund“, fuhr der Richter fort, „wenn Sie zu kommen gedenken, so will ich Ihnen einen Stuhl hinter dem Sitze des Gerichtschreibers stellen lassen. Dann haben Sie Kläger und Angeklagten gerade vor sich.“ —

Garrick brachte eine fast schlaflose Nacht zu, dergestalt ging ihm die seltsame Geschichte durch den Kopf, und schon vor Beginn der Sitzung begab er sich zu dem Richter, der ihn mit sich nahm in den Gerichtssaal, woselbst auf einem Tischchen die struppige, rabenschwarze Perrücke lag, schauerlich anzusehen.

Der für die Zuhörer bestimmte Raum füllte sich bald mehr als sonst, denn die auffallende Kunde, der junge und reiche Lord Sheffield sei des Straßenraubs angeklagt, hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Die Gerichtsbeamten, sämmtlich Garrick's Bekannte, traten nacheinander ein, gaben sich an ihre Sitze, der Angeklagte, ungewöhnlich bleich, wurde vorgeführt und die ersten Verhandlungen begannen.

Der während der Nacht verfaßte Anklageakt wurde verlesen. Der, natürlich auch anwesende, beraubte Pächter schoß dem bleichen Lord die grimmigsten Blicke zu, und bezeugte dem Anklageakt seinen Beifall durch behaftendes Nicken.

Nach Ablesung dieser Schrift, sollte der Pächter nochmals umständlich den ganzen Verlauf der Frevelthat erzählen, was er mit großer Heftigkeit that und mit dem vollen Ausdruck unerfättlicher Rachsucht. Lord Sheffield und seine beiden, ihm beistehenden Freunde mochten auch, mit überzeugender Wahrheit, das Finden und Aufheben der verhängnißvollen Perrücke erzählen, so genau sie wollten, der Pächter verharrte doch auf seiner Aussage, dieser bleiche Mensch sei der Straßenräuber, und die Perrücke das untrügliche Kennzeichen. Die Sache nahm dadurch eine so ernste Wendung, daß der Ausgang sehr bedenklich zu werden drohete für den jungen Lord.

Garrick hatte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit allem zugehört; als kluger Menschenkenner war er vollkommen von des Angeklagten Unschuld überzeugt, und fühlte gerechten Zorn gegen den rachsüchtigen Pächter.

Da fuhr plötzlich ein sonderbarer Gedanke

durch seine Seele: des Pächters lebendige Schilderung hatte Garrick in Stand gesetzt, sich ein getreues Bild des eigentlichen Räubers in seinem Sinne zu entwerfen, ganz wie er lebte und lebte, und weil er, als meisterhafter Schauspieler, die Kunst besaß, seinem Antlitz nicht nur jeden beliebigen Ausdruck, sondern auch jede beliebige Form zu geben, so wollte er jetzt dieser Kunst sich bedienen, um einen unschuldig Angeklagten zu retten.

Unvermuthet und unbemerkt stand Garrick auf, nahm die Perrücke vom Tische weg, setzte sie auf, stellte sich so, daß der Pächter ihn sehen mußte, und blickte nun den Mann drohend an, das Gesicht des Räubers nachahmend, ganz nach der lebendigen Schilderung des Beraubten (siehe die Abbildung).

Raum hatte der Pächter ihn wahrgenommen, so sprang er heftig, ganz außer sich, auf und rief: „Haltet ihn fest! Laßt ihn nicht entweichen! Dort, dort steht der wirkliche Räuber! Das ist der rechte Spitzhube! Haltet ihn fest!“ —

Aller Anwesenden Augen richteten sich auf Garrick, der nun ruhig und unbefangen gegen die Richter sich wendete und um Entschuldigung bat, den Lauf der ersten Verhandlung unterbrochen zu haben. „Der Mann hier“, fuhr er lächelnd fort, „bezeichnet mich als seinen Räuber; ich bin auf jegliche Strafe gefaßt und bereit, appellire jedoch an die ehrenwerthen Richter und an die ganze, zahlreiche Versammlung; Alle kennen mich schon lange, Alle wissen, daß ich der Schauspieler Garrick bin. Ich, für mein Theil, habe nun klar bewiesen, daß der Mann hier, in seiner blinden Rachsucht, Feden für seinen Räuber erkennt, dem die Perrücke den Kopf bedeckt, und wäre es sogar einer der würdigen Richter Aus Allen aber ziehe ich den Schluß, daß, weil er mich soeben als seinen wirklichen Räuber bezeichnet hat, er sein falsches Zeugniß gegen den ehrenwerthen Lord Sheffield zurücknimmt. Das Gericht mag jetzt in seiner bewährten Weisheit und Gerechtigkeit entscheiden.“ —

Als Garrick die Perrücke aufgesetzt und den Pächter mit grimmigen Augen angeschaut hatte, war im Zuhörerraum ein laut schallendes Gelächter entstanden, das nur mit Mühe gedämpft werden konnte, und jetzt von Neuem losbrach beim Anblick des jämmerlichen Gesichts des ganz verblühten Pächters.

Der edle Garrick erreichte seinen menschenfreundlichen Zweck. Lord Sheffield wurde freigesprochen; der Richter aber entließ den jungen Mann nicht ohne gutgemeinte Warnung, sich in

Zukunft vor derlei unbesonnenen Handlungen zu hüten.

Bevor der Lord den Gerichtssaal verließ, sprach er seinem Retter gerührt den herzlichsten Dank aus.

Von der Macht der verschiedenen erlebten Eindrücke war der Pächter völlig zusammengeknickt. Das viele Geld für seine schönen Früchte war fort, der Räuber war fort, Alles war fort, und die Prozeßkosten mußte er noch obendrein bezahlen. So still als möglich machte sich der Mann aus dem Staube, und pries sich noch glücklich, daß der Lord unter seiner Würde fand, Klage gegen ihn zu erheben. Auf Garrick war er Anfangs sehr erbittert, allein bei ruhiger Ueberlegung mußte er dem wackeren Manne noch danken, daß er sein Gewissen vor einem ewigen Vorwurfe bewahrt hatte, den er im Begriffe stand durch ein falsches Zeugniß sich aufzuladen.

Diese ganze Begebenheit wurde pfeilschnell in der großen Stadt London bekannt, und erhöhte den Ruhm des beliebten Schauspielers Garrick, der sich dadurch in dem jungen Lord Sheffield einen seiner dankbarsten und treuesten Freunde erwarb.

#### Von der vormaligen und der jetzigen Sklaverei in Algerien.

Dem Boten kam aus Algerien, diesem französischen Landstrich in Nordafrika, von Freundeshand ein Aufsatz zu, den er recht gern in seinem Kalender veröffentlicht, fest überzeugt, daß dieser mit so vieler Sachkenntniß geschriebene Aufsatz auch den Lesern im lieben Vaterlande willkommen sein werde und zu segnetem Nutzen gereichen könne, da leider die heutige Sklaverei, in welcher das mit fruchtbarem Boden begabte Algerien schmachtet, auch im Heimathland nicht unbekannt ist, und gar viele traurige und beklagenswerthe Opfer zählt. Mögen die wohlgemeinten, warnenden Worte nicht nutzlos verhallen, sondern offene Ohren und Herzen finden, und einen oder den andern, der sich getroffen fühlt, zu seinem irdischen und ewigen Heile aufmerksam machen auf das, was bei ihm Noth thut! Solches ist des Boten herzlichster Wunsch, und nun läßt er seinem lieben Gevattersmann aus Afrika das Wort:

Vor einiger Zeit kam dem guten Freunde des Boten, der in einer Stadt der Provinz Algier wohnt, ein Brief aus Deutschland zu Gesichte, in welchem man amtlich Erkundigungen einzog hinsichtlich eines gewissen, in dieser Provinz an-

gestedelten Kolonisten, dem ein bedeutendes Ertheil zufallen sollte; in dem Briefe wurde, unter anderm, auch angefragt, ob besagter Kolonist sich nicht in Sklaverei befinde?...

Diese unschuldige, höchst naive Frage liefert neuerdings den treffenden Beweis, wie wenig man, zu dieser Stunde noch, Algeriens Zustände kennt, so wenig in Deutschland als in Frankreich selbst. Dem verehrlichen Fragesteller sei zum Troste gesagt, daß, vor etwa zehn Jahren, eine ähnliche Frage an einen Geistlichen der Stadt Algier gerichtet wurde, und zwar in Betreff eines Mädchens aus einem der südlichen Departemente des Mutterlandes, das als brave Köchin in Algier diente.

Sogar von hochgestellten Leuten ist schon viel dummes und falsches Zeug über das schmählich verkaufte Algerien geschwaßt worden. Andere wieder verschrien es als ein ungesundes und undankbares Land, in welchem man Habe und Gut und Gesundheit einbüße. Dieß waren aber nur Solche, die, in ihren falschen Hoffnungen getäuscht, trostlos in die Heimath zurückzogen, nachdem sie gewähnt hatten, Nordafrika sei ein Eldorado, ein Goldland, oder ein Schlaraffenland, da der blaue Himmel voller Waßgeigen hänge, da die wohlthuende Sonne aufgehe über Faule und Fleißige, da gebratene Rebhühner einem in's Maul fliegen, wenn man nicht zu bequem und träge ist, den Mund zu öffnen, und da geröstete, fetttriebende Hämmerl umherwandeln, mit scharfem Messer im Buge zum Abschneiden, wenn einem die Hand nicht zu laß ist dazu.

In aller Wahrheit, Algerien ist ein gut Land, gleich dem gelobten Lande Kanaan, mit dem es unter demselben Himmelsstriche liegt, ein Land, da Bäche und Seen und Brunnen innen sind, die an den Bergen und in den Auen fließen; ein Land, da Weizen, Gerste, Feigenbäume und Granatbäume wachsen; ein Land, da die Delbäume grünen und Honig innen ist, dazu Drangen und Citronen, Artischocken und grüne Erbsen, Baumwolle und Tabak; ein Land, da auf den Höhen wie in den Gründen und an den Wasserbächen gut wohnen ist, und so sicher und ungestört heutzutage wie im lieben Vaterland; ein Land, da du Brod genug zu essen hast und nichts dir mangelt; aber... im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen, und wer seinen Acker bauet, der wird Brod die Fülle haben; wer aber unnöthigen Sachen nachgeheth, der ist ein Narr diesseits des Meeres wie jenseits. Er hat schon Mancher hier zu Lande als armer, hilfloser Tagelöhner zu arbeiten angefangen, hat es als-

dann durch Fleiß und Treue zum Pächter gebracht, und ist vollends, durch Ordnung im Haushalt, durch Arbeitsamkeit und Tugend und Gottes Segen ein wohlhabender Grundeigentümer geworden. Um wie viel mehr sollte ein mehr bevorzugter Ansiedler, der etwa tausend Thaler mit über's Meer bringt, nicht zu etwas Namhaftem kommen können! Und kommt einer zu nichts, oder geht den Krebsgang, so kann man meistens mit allem Recht sagen: Israel, daß du verdirbst, ist deine eigene Schuld, oder mit anderen Worten: Die Sklaverei, in welcher bis auf diesen Tag so viele Christenmenschen in Algerien sich befinden, ist Schuld daran.

Und um auf unsere Frage zurückzukommen, wollen wir diese Sklaverei betrachten, zuerst, wie sie früherhin war, und sodann, wie sie heute noch besteht.

Es ist in der Geschichte Europa's eine traurige Thatsache, daß die mahomedanische Seeräuberei so manches Jahrhundert hindurch und auf so schändliche, blutige Weise, ungehemmt ihr Wesen treiben konnte, Angesichts der christlichen Mächte! Zu jeder Stunde fuhren diese nordafrikanischen Seeräuber, gleich raub- und mordgierigen Geiern, aus den Raubnestern Algier, Tunis, Tripoli, Tetuan und Tanger, in wohlbewaffneten Schiffen, nach allen Gegenden des Mitteländischen Meers und an die Küsten des Ozeans, bis gegen England, Irland und Island hin; sie überfielen frech die einzelnen Schiffe, und brachten die Ladung als Beute, die Mannschaft als Sklaven nach Afrika. Die Zahl der Letzteren war oft sehr beträchtlich, und belief sich, in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, in Algier und dem Stadtbann allein, auf nahe an 25,000 Christensklaven, worunter Franzosen, Spanier, Engländer, Italiener, Syrier und Russen. Auf den sogenannten Erlösungslisten standen die Namen losgekaufter Franzosen aus den Städten Paris, Lyon, Lille, Rouen und andern mehr; ja sogar der Name des frommen und edeln Saint-Vincent de Paule war darauf zu lesen. Unter König Ludwig dem vierzehnten nahm, mit der Verstärkung des französischen Seewesens, die Zahl der Christensklaven in Algier bedeutend ab, so daß sie, in einem Zeitraum von dreißig Jahren, von 2662 auf 442 heruntersank, später aber sich wieder vermehrte. Amtliche Berichte thun dar, daß, vom Jahr 1807 bis 1817, ihre Zahl auf 1665 stieg, und zwar in Algier allein, die Beute der andern Raubstaaten nicht mitgerechnet.

Das Schicksal dieser armen Christensklaven

war schrecklich; sie wurden auf offenem Markte, nackt und bloß, ausgestellt und um baares Geld verkauft. Sodann brachte man sie auf Galeerenschiffe, wo sie als Ruderleute dienen mußten bei den Streifzügen der Seeräuber gegen die christlichen Fahrzeuge. Ihre tägliche Nahrung bestand in Brod, Essig und Wasser; zur Wohnung hatten sie nur niedere, feuchte und finstere Löcher, zur Kleidung, schmutzige Lappen, die kaum hinreichten ihre Blöße nothdürftig zubedecken. Nach vollbrachter mühevoller Tagesarbeit wurden die Unglücklichen an den Füßen zusammengekettet, beschimpft und verhöhnt; Kinder und Frauen, Jung und Alt, wurden schmächtig mißhandelt und geschändet, mit Stöcken geschlagen und mit Steinen geworfen; man zerbrach ihnen die Zähne und schnitt ihnen Nasen und Ohren ab; man schleifte sie, an den Schweif eines Pferdes angebunden, durch die Strafen hin, rollte sie in Fässern mit Nägeln angefüllt, spannte sie auf Kreuz und Rad; kurzum, man verübte gegen sie die himmelschreiendsten Grausamkeiten. Die Dey's, oder Fürsten dieser afrikanischen Raubstaaten, wohnten häufig in eigener Person allen den unmenschlichen Gräueltthaten bei, und hatten ihre höllische Freude an den Martern und Qualen der armen christlichen Schlachtopfer, wovon jedoch die Meisten, trotz der erduldeten Körper- und Seelenleiden, standhaft in ihrem Glauben verharrten. Wenige nur entkamen durch eine schwierige Flucht, doch Viele wurden losgekauft. Andere dieser Christensklaven, deren Zahl, leider, auf einige Tausende sich belief, wurden Renegaten oder Abtrünnige, das heißt, sie nahmen den Türkenglauben an, um sich von ihrem schrecklichen Loose zu befreien, da ihnen der christliche Muth und die christliche Standhaftigkeit fehlten, ihr Unglück mit Glauben und Vertrauen auf den allmächtigen und barmherzigen Gott zu tragen. In der Stadt Algier allein zählte man, im Jahr 1649, an 8000 solcher Abtrünnigen, worunter gegen zwölfhundert Weiber.

Obgleich europäische Mächte zu verschiedenen Zeiten Streifzüge gegen die Raubstaaten jenseits des Mitteländischen Meeres unternahmen, so blieben dieselben doch jedesmal ohne großen Erfolg, und erst im Jahr 1830 machten französische Waffen und französische Tapferkeit der grausamen Herrschaft des mächtigen Dey's von Algier ein Ende, und somit auch den Leiden und Drangsalen der vielen Christensklaven.

Bis zu dieser glorreichen Eroberung Algiers durch das tapfere, französische Heer, hatten sich die meisten Staaten Europas erniedrigt, um eini-

germaßen gegen die Seeräuberei geschützt zu sein, dem Dey von Algier regelmäßigen Tribut zu bezahlen, oder wenigstens ihm bedeutende Geschenke zuzufenden, denn im Koran, dem heiligen Buche der Mohamedaner, steht geschrieben, im neunten Kapitel: Ihr sollt die Ungläubigen verfolgen, bis sie dieses Buch annehmen, oder bis sie den Tribut bezahlen, und diese strenge Vorschrift ihres Propheten ließen die übermüthigen Anhänger des Korans sich jederzeit angelegen sein, bis sie endlich ihren Meister gefunden.

Seitdem nun das mächtige Frankreich seinen Scepter über das einst so gefürchtete Algerien ausgebreitet hält, hat sich dieses ganze, weite Land, getränkt durch das Blut so vieler tapferen Krieger und den Schweiß ruhiger, umsichtiger und fleißiger Ansiedler aller Gegenden und Nationen, zur aufblühenden, hoffnungsvollen Kolonie gestaltet, in der man unter heiterm, blauem Himmel froh und frank und frei lebet von seiner Hände Arbeit, und eben so sicher wohnt als am Rhein und an der Seine; es ist ein Land, in dem Kirchen sind und Bethäuser für die, welche ihren Herrn und Gott und Heiland nicht vergessen, und Schulen für die, welche ihre Kinder in Zucht und Weisheit erziehen wollen; ferner, Hospitäler für dürftige Kranke; Pflanzschulen für Greise; Waisenhäuser, Sparkassen, gegenseitige Hülfsgesellschaften, Volkslesebibliotheken, Brandversicherungskassen, Friedensgerichte, Gerichtshöfe und sonst alle weltliche und geistliche Obrigkeit, die Gewalt hat wie im Mutterlande selbst, zum Nutz und Schutz und Frommen der rechtlichen Bürger.

Zudem wird Algerien mit jedem Jahre weltbekannter, sowohl durch die Heimkehr der Söhne der afrikanischen Armee, als auch durch die Ausstellungen seiner reichen und vielfältigen Landesprodukte zu London, Paris und Marseille, durch Besuche gelehrter Ausländer, und, in jüngster Zeit, durch den Besuch des Kaisers Napoleon selbst und der Kaiserin Eugenie, ohne die Bücher und Zeitungsartikel alle zu rechnen, welche von Algerien, seinen kostbaren Erzeugnissen und seinen nützlichen Anstalten umständlich sprechen.

Die algerische Slaverei, von der wir vorhin erzählt haben nach glaubwürdigen Berichten, ist nun seit bereits einunddreißig Jahren unwiederkehrlich zu Ende. Leider aber herrscht in unsrer schönen, fruchtbaren Kolonie, wiewohl auch zum Unglück in sonstigen Landen, fortwährend noch eine andere Slaverei, nemlich, die Slaverei der Sünde, da Jeder der Räuber seines eigenen Glückes ist, und da es heißt: Wer Sünde

thut, der ist der Sünde Knecht, und die Sünde ist der Leute Verderben! Da herrschen alle sieben Teufel Tag und Nacht, Sommer und Winter, und streiten um das Regiment zur Unterjochung und Knechtung der armen Menschenseelen, und stürzen sie in zeitliches und ewiges Verderben!

Der Fluchtteufel, da man oft den Namen des heiligen Gottes so unnützer und schändlicher Weise führt, daß einem Christenherzen angst und bange wird; da man Gotteslästerungen hört, die zur Zeit bei dem Volke Israel mit dem Tode bestraft wurden, und da man gänzlich des Gebotes vergift: Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen.

Der Hochmuthsteufel und Luxus, da es Einer dem Andern in eiteln und thörichten Dingen zuvorthun will, und der Hochmuth immer vor dem Falle kommt. Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade.

Der Zankteufel, besonders zwischen Mann und Frau, dabei Liebe und häuslicher Frieden dahinschwinden und man nicht bedenkt, daß ein trockener Bissen, an dem man sich genügen läßt, besser ist denn ein Haus voll Geschlachtetes mit Hader.

Der Faulheits- und Spielteufel, davor schon der weise König Salomo warnet, wenn er spricht: Lässige Hand macht arm, aber der Fleißigen Hand macht reich, und wer im Sommer sammelt, der ist klug, wer aber in der Ernte schläft, wird zu Schanden. — Es ist leider nur allzuoft der Fall, daß einer oder der Andere lieber den Billardstock zur Hand nimmt, als den Spaten und den Dreschflegel, und lieber bei Kartenspiel und Würfellost seine goldene Zeit zubringt, als bei der Arbeit und im Schooße seiner Familie, und somit in Einer Stunde leidenschaftlich verspielt wird, was Wochen und Monden lang saure Mühe und bitteren Schweiß gekostet und während langer Zeit hätte hinreichen können zum Unterhalt des Hauswesens.

Der Sauf- und Freisteufel: Wie Vielen ist nicht der Bauch ihr Gott? Wie Viele nehmen sich nicht zum Wahlspruch: Lasset uns essen und trinken und guter Dinge sein, denn wer weiß, ob wir morgen noch leben! Wie Manchen gelüftet es nicht, jeden Sonntag Kirnse oder Meßti zu halten, bei Musik und Tanz! Da folgt dann in der Regel Weh und Leid und Zank, da gibt's rothe Augen und Zittern in Arm und Bein, und Birren im Kopfe, wo man beim leidigen Absinth, oder Wermuth, und beim Branntwein



Ein Abend in der Spinnstube.

de Knecht, und  
 Verderben! Da  
 tag und Nacht, Es  
 um das Regim  
 Knechtung der am  
 in sie in zeitliches  
 man oft den Man  
 über und schändli  
 überlegen angefi  
 berungen bis  
 Israhel mit dem U  
 in gänglich des  
 Namen des Spe  
 phen.  
 und Luxus,  
 n und thöricht  
 er Hochmuth in  
 et widersteht b  
 üthigen gibt  
 zwischen Man  
 auslicher Fried  
 bedeckt, daß  
 sich genügen  
 Beschlächten  
 kelt zu sel, da  
 und warnet, un  
 arm, aber  
 mer im Sonn  
 der in der En  
 Es ist leider  
 der Andere ist  
 ut, als den S  
 eher bei Kar  
 ze Zeit zubring  
 öße seiner Fam  
 leidenschaftlic  
 Monden lang  
 eilig gekostet unt  
 chen können zum  
 sel: Wie Viel  
 Wie Viele nich  
 lassen und essen  
 n, denn wer mo  
 Wie Manchen  
 Kirnse oder We  
 Lang! Da folgt  
 und Jank, da g  
 n Arm und Bein  
 an beim selbige  
 und beim Raun

liegt, und dieß verheerende Giftgetränk einem guten Glase Wein vorzieht, der des Menschen Herz erfreuet, also daß die Säufer und Schlemmer verarmen und verderben!

Der Unzucht teufel läßt so Manchen an ein anderes Weib sich hängen, das nicht sein ist vor Gott und vor der Welt, das ihn aber an sich zu locken weiß mit glatten Worten! Wie so Mancher bricht ehr- und pflichtvergesen den heiligen Bund, und verlacht gottlos das Gebot: Du sollst nicht ehebrechen! Er stürzt dadurch sein Leben in's Verderben, so daß Fremde sich von seinem Vermögen sättigen, während Frau und Kinder daheim Noth und Mangel leiden, und alles den Krebsgang geht.

Der Wucherteufel, endlich, das ist der stehente, treibt auch im Lande sein höllisches Spiel, da es häufig geschieht, daß Einer oder der Andere Geld borgen muß um Heuet und Ernte wohlbehalten einzuheimsen, und dann gewöhnlich, wenn's gut geht, des Monats zwei vom Hundert Zins zahlen muß, wodurch er natürlich auf seinen grünen Zweig kommen kann, so sehr er sich auch abmühet und abjaekert. —

Auf diese Weise leben gar Viele in unserer nordafrikanischen Kolonie in wahrer Sklaverei; Viele meinen, sie müssen mit den Wölfen heulen; Viele heiligen nimmermehr den Lag des Herrn und sparen die Kuthe an ihren Kindern, von deren Erziehung sie dereinst Rechnung abzulegen haben als von einem anvertrauten Gute; Viele stehen früh auf und legen sich spät zur Ruhe nieder, vergessen aber daß, wenn der Herr das Haus nicht bauet, all ihr Dichten und Trachten eitel ist; Viele rufen wohl: Herr, Herr! thun aber des Herrn Willen nicht; Viele verlassen sich nicht auf den Herrn von ganzem Herzen, sondern verlassen sich stolz auf ihren Verstand und halten sich selbst für klug. Jedoch lebt im Lande, vieler Orten, manche brave, gottesfürchtige Familie, die den Herrn ehren von ihrem Gute, deren Scheunen voll werden, deren Kelter übergeht mit Most und durch deren ordentlichen Haushalt die Kammern gefüllt werden mit köstlichen und lieblichen Reichthümern. Das Leben und Treiben solcher ehrenwerthen Familien zu schauen, erfreuet Herz und Seele des theilnehmenden Beobachters und erweckt schöne Hoffnungen für die Zukunft.

Möchte solches doch allwärts der Fall sein! Leider aber ist dem nicht so! Wohl seufzt Mancher über das tiefe, moralische Elend um ihn her; damit wird aber dem Uebel nicht abgeholfen. Darum fange ein Jeglicher an mit seiner eigenen Besserung, ernsthaft und beständig, und mit

Gottes Hülfe wird es schon besser werden in Stadt und Land: *bet' und arbeit', Gott hilft allzeit!*

Zum Schlusse wollen wir noch in Liebe dem gesammten Volk im gesegneten Algerien die Worte zurufen, welche Moses, der Mann Gottes, dem Volke Israel einst zurief auf dem Wege in's Land Kanaan:

Und wann du, in dem guten Lande, gegessen hast und satt bist, daß du den Herrn, deinen Gott, lobest für das gute Land, das er dir gegeben hat. So hüte dich nun, daß du des Herrn, deines Gottes, nicht vergessest, damit daß du seine Gebote und seine Gesetze und Rechte, die ich dir heute gebiete, nicht haltest. Daß, wenn du nun gegessen hast und satt bist und schöne Häuser erbauest und darinnen wohnest, und deine Kinder und Schafe, und Silber und Gold, und Alles, was du hast, sich mehret; daß dann dein Herz sich nicht erhebe, und vergessest des Herrn, deines Gottes.

Widab, 3. Juni 1861.

Der Aufsatz des Lieben, afrikanischen Gevattermanns ist nun zu Ende. Hat er Recht oder nicht? Hat er die wunde Stelle getroffen? Diese Fragen kann man wohl mit einem getrosten und aufrichtigen Ja beantworten, und hinzusetzen, daß es nicht einmal nöthig ist bis nach Afrika zu wandern, um zur klaren Einsicht solcher betrübenden und verderbenden Mißstände zu gelangen. Auch anderwärts, auch in unserm lieben Vaterlande, sind die gerügten Fehler und Sünden leider nicht selten, und verursachen das Unglück und die Noth gar mancher Familien, aus denen dadurch Wohlstand und häuslicher Frieden gemichen. Mögen darum die treffenden Bemerkungen überall recht beherzigt werden, nicht allein in Algerien, diesem schönen und fruchtbaren Lande, das sich immer enger und fester mit Frankreichs kräftigem Stamme verwächst, sondern auch aller Orten, wo sie gelesen werden, in Stadt und Land!

### Ein Abend in der Kunkelsube.

(Mit einer Abbildung.)

Maulernd und erzählend saßen an einem Winterabend mehrere junge Dirnen eines Pfarrdorfes, an der österröichisch-bayerischen Grenze gelegen, beisammen in der Nocken- oder Spinnstube, wie solches gewöhnlich im Laufe der Woche zu geschehen pflegte, um gemeinschaftlich die

Kunkeln abzuspinnen und Neuigkeiten sich mitzutheilen während der abendlichen Arbeit.

Die rüstigen, lebensfrohen Mädchen, fast alle blauäugig und blond, hatten sich um den traulichen Schimmer eines flackernden Kienspans gereiht, der sich in einem am Rachelosen angebrachten Eisenring befand, und der, nebst dem fargen Schein einer Dellampe, die dort an der Wand vor einem Marienbilde brannte, die gänzliche Beleuchtung der geräumigen Stube ausmachte. Die Dirnen erzählten einander Spuk- und Geistergeschichten, wie solches bei derlei Zusammenkünften meist gebräuchlich ist, oder sangen, wenn die Erzählungen in's Stocken geriethen, allbekannte, gemüthliche Volkslieder.

In dem dunkelsten Winkel der Stube saß, theilnahmlos und unbeachtet, ein altes, zusammengekrümpftes Weib, nahe an den Siebzigen, S andel genannt; ihres mürrischen, verdrossenen und menschenfeindlichen Benehmens wegen, war die Alte nicht groß geliebt im Dorfe, doch, ihres Elends und ihrer Armuth sich erbarmend, duldete man sie zur Winterzeit in den warmen Stuben. Sie kauerte still in ihrer Ecke, gar unheimlich anzuschauen mit ihrem gelben, hageren Gesicht und dem grauen, spärlichen Haare, das unordentlich unter dem Kopftuche hervorhing. Zuweilen brummete sie felsam vor sich hin und nickte dazu fast gespenstisch mit dem Haupte, ohne der Mädchen Geschwätz, Gesang und Klchern zu beachten.

So laut und vergnüglich sich aber die Spinnerinnen in der gutgeheizten Stube unterhielten, so ungestüm und fessellos wüthete der Nachts Sturm draußen in den winterlichen, mit Schnee bedeckten Gefilden; er schüttelte und rüttelte von Zeit zu Zeit so gewaltig an Fenster und Thüre, daß die Mädchen oft mitten in ihrer Unterhaltung inne hielten und ängstlich auf das Heulen und Pfeifen des Windes horchten.

Eben hatte Christel, des Dorfwirths Tochter, eine haarsträubende Gespenstergeschichte beendet, welche ihr eine frühere Kellnerin ihres Vaters als buchstäblich wahr erzählt, da rüttelte der Sturm mit erneuerter, verdoppelter Wuth an den Fensterrahmen, und Stein splitter lösten sich vom Dache los, die heftig gegen die Scheiben geschleudert wurden, daß sie lautschrillend davon erklangen.

„Hilf Himmel!“ rief Therese, eine der Dirnen, „das ist doch wahrhaftig wieder eine Nacht, in welcher man keinen Hund vor die Thür jagen möchte!“

„Hört nur wie der wüthende Sturm um die

Mauerecke braust und tobt!“ klagte die Wärbel ängstlich, es ist doch gerade als ob er das ganze Haus auf und davon tragen wollte!“

„Jetzt wird der Klapperhans drüben im Weimerhause des Kirchhofs wieder vollauf zu schaffen haben!“ meinte die Christel, „das ist so eine stürmische Nacht für ihn!“

„Aber sagt mir doch,“ bat jetzt das muntere Lieschen, eine kaum vierzehnjährige Waise, die sich erst seit Kurzem bei einem ihrer Verwandten im Dorfe befand, „was und wer ist denn eigentlich dieser Klapperhans? Ihr habt seiner schon oft erwähnt bei den Geister- und Gespenstergeschichten, mir aber noch niemals gesagt, was es für eine Bewandniß mit ihm hat und weshalb man ihm diesen grausigen Namen gegeben.“

„Ei, hierüber können wir dir hinlängliche Weisung ertheilen,“ belehrte Marianne, die Tochter des Hauses; „hast du noch nie den Knochenmann gesehen, der drüben auf dem Gottesacker im Weimerhaus aufgestellt ist, gerade neben der kleinen Seitenthüre?“

„Doch, den hat mir mein Vetter, der Toni's Bauer, gleich am ersten Sonntag gezeigt,“ antwortete Lieschen, als er mich mitnahm in die Frühmesse. Der Schrecken ging mir ein paar Tage lang nach! Das Ding sah gerade so aus wie der Tod, den ich einmal in einem großen Bilderbuch abgemalt gesehen. Es schauert mich noch, wenn ich daran denke!“

„Nun also, das ist der sogenannte Klapperhans,“ belehrte Marianne, „der vielleicht an zwanzig Jahre schon da drüben im Weimerhäuschen stehen mag; wenigstens weiß ich mich zu erinnern, ihn schon in meiner Kinderzeit daselbst gesehen zu haben.“

„Warum hat man ihm aber den schauerlichen Namen gegeben?“ fragte, sich entsetzend, die nengierige Kleine.

„Den Namen hat das Gerippe daher,“ antwortete Marianne fort, „weil es oft ganz sonderbar seinen Knochen zu schlottern, zu klappern und zu rasseln beginnt, und zwar so laut und arg, daß in stürmischen Nächten, wie eben jetzt, der Todtengräber und seine Frau nicht selten in ihrem nahestehenden Häuschen davon aufschrecken.“

„Ja, ganz recht,“ ergänzte Christel, „und der Hans muß darum so klappern und rasseln, weil er in seiner Jugend eines der brävsten und sitzsamsten Mädchen des Dorfes betrogen und in's Unglück gestürzt hat. Das ist eine Strafe Gottes für seine Falschheit und Treulosigkeit!“

„Ich kann dir die Geschichte ganz ausführlich



erzählen; sagte Marianne mit ernstem und wichtigem Blick, „ich habe sie oft von meiner Mutter selig gehört.“ Und das Mädchen erzählte folgendermaßen: „Es sind jetzt ungefähr fünfzig Jahre, da lebte hier im Dorfe ein junger Bauer Namens Hans; er galt dazumal für den wohlgewachsensten Burschen und den stärksten und gewandtesten Ringer der ganzen Umgegend, und jedwede Dirne hätte ihn gern zum Bräutigam gehabt.

„Hans jedoch liebte ein hübsches, aber blutarmes Mädchen, das als Magd in einem Bauernhof diente, und das er oftmals heimlich besuchte. Die arme, arglose Magd, mit vertrauendem Herzen, ließ sich durch die süßen Worte und die Liebesbetheuerungen des falschen Hans vom Pfade der Unschuld und der Jugend ablocken; nicht immer konnte ihr heiliger Schutzengel über sie wachen, und die Unglückliche kam zu Fall!

„Nun wollte der Elende, der Urheber ihres Unglücks und ihrer Schande, nichts mehr von der Verzweifelnissen wissen, und als sie sich im höchsten Schmerz zu ihm in's Haus gewagt und ihn auf den Knien gebeten, sie nicht zu verlassen, da trieb der Unmenich mit harten und grausamen Worten sie fort. In Verzweiflung, der äußersten Noth preisgegeben, verließ die Unglückliche heimlich das Dorf, und Niemand hat bis jetzt erfahren, was aus ihr geworden.

„Der falsche, hartherzige Verführer hatte sein beklagenswerthes Opfer bald vergessen. Er machte Bekanntschaft mit der Tochter des damaligen Dorfschichters, eines der wohlhabendsten Bauern, und begehrte sie nicht lange darauf von den Eltern zum Weibe.

„Eltern und Tochter willigten in sein Begehren, und der Tag zur Hochzeit wurde festgesetzt und alle Vorkehrungen zu dem Feste getroffen, das jedoch nicht statt finden sollte, denn wenige Tage vorher fuhr Hans mit seinem Wagen aus der Stadt zurück; droben im Bergwald wurden die Pferde scheu, rissen durch und der Wagen stürzte jach vom hohen Felsenhang hinab, mit ihm der gottlose Hans, der in der Schlucht plötzlich den Tod fand, ohne Reue und Buße.

„Etliche zwanzig Jahre waren seit jenem Tage vorüber; man hatte den Hans aufgefunden und bestattet, und bereits dachten die meisten Bewohner des Dorfes nicht mehr an ihn. Da wurde der Gottesacker drüben umgegraben, und der Todtengräber fand bei seiner Arbeit ein Gerippe, dessen Knochen und Gliedmaßen noch so fest zusammenhängen, als ob solches mit Fleiß und Kunst geschahen. Der Mann nahm dieses wundersame Ge-

rippe, das er, der Lage des Grabes nach, sogleich für das des treulosen und wortbrüchigen Hans halten mußte, und stellte seinen Fund, der Merkwürdigkeit wegen, in das Weinerhäuschen, woselbst das Gerippe noch bis auf diese Stunde zu schauen ist.

„Bald aber entsetzten sich die Todtengräberleute nicht wenig, als sie das Ding in der Stille der Nacht ganz gewaltig raffeln und klappern hörten; anfangs schrieben sie den Lärm dem scharfen Zugwinde zu, der in dem lustigen Häuschen ungestört sein Spiel trieb, kamen aber am Ende auf den Gedanken, es sei solches eine gerechte Strafe des Himmels, die dem Todten für die begangenen Sünden auferlegt worden. Und so steht das Knochengerippe noch immer an der alten Stelle, und klappert und raffelt des Nachts, bis es einst, der Himmel weiß wodurch, erlöst wird von seiner Pein. —“

Hier schloß Marianne die schaurige Geschichte. „Ach, lieber Gott, das ist aber doch gar entsetzlich!“ klagte das fromme Lieschen, „daß der arme Todte so lange schon klappern muß, und keine Ruhe finden kann für sein sündiges Treiben!“

„Lange? das ist nicht lange,“ murmelte da plötzlich die alte, unheimliche Sandel aus ihrem dunkeln Winkel hervor, also daß die Mädchen, welche über ihrem Gepläuber gar nicht mehr des Weibes gedacht hatten, erschrocken zusammenfahren. „Er muß noch lange klappern,“ sprach die Alte mit hohler und dumpfer Stimme weiter, „muß raffeln noch länger, viel länger! Die arme, von ihm betrogene Dirne hat auch lange geweint und geseufzt, lange, lange; — entsetzlich lange!“

„Hast du denn das unglückliche Mädchen gekannt, Sandel?“ forschte Marianne.

„Ob ich's gekannt habe?“ seufzte schwer die Alte; „ja wohl, ganz genau, so gut wie mich selber. Es war eine sittige Jungfrau, schlau gewachsen, mit rothen, vollen Backen und langen, braunen Haaren. Aber heute würde sie kein Mensch mehr erkennen!“

„Was schwatzest du für albernes Zeug, Sandel!“ verwies Christel streng; „der Klapperhans ist schon seit mehr denn zwanzig Jahren im Weinerhäuschen, und lag wohl schon eben so lang im Grabe; da muß ja die Dirne bereits längst todt sein!“

„Todt!“ stöhnte Sandel, „ja wohl todt, lange schon todt! Alles, alles todt, Herz und Jugend und Hoffnung, Alles todt, Alles dahin!“  
Aengstlich und schmerzlich ergriffen schauten

die vorher so lebenslustigen Mädchen fragend einander an, nur Christel, die Wirthstochter, fühlte keine Furcht und suchte durch Scherz und Spott ihre zitternden Gespielinnen aufzumuntern.

„Ich glaube gar,“ lachte sie spöttisch, „die kindischen, albernen Dinger fürchten sich und bekommen Gänsehaut! Ich nähme ein Kleines darum, ihr Gänschen, hinüber in's Weinerhaus zu gehen, den Klapperhans zu holen und ihn zu eurer Strafe mitten in die Stube zu stellen. Eins, zwei, drei, soll ich?“

„Hu, nur das nicht!“ bat ängstlich das kleine Lieschen; „Gott und alle Heiligen mögen uns beschützen!“

Etliche der Andern aber nahmen Christels drohende Herausforderung an, zum Zeichen ihres Muths, und die neckenden Bemerkungen wurden laut: „Dieses Wagesstück wirst du wohl bleiben lassen, Christel! Du, auf den Kirchhof? Jetzt, in der Nacht, bei Sturm und Schneegestöber? O bewahre, daß thust du nun und nimmermehr!“

„Nicht! was gilt die Wette?“ fragte Christel herausfordernd; „ich will's euch zeigen, daß ich herzhast bin!“

„Ich setze mein neues Kopftuch ein, das ich von der Muhme zum Namenstag erhalten,“ sprach Marianne, in der festen Meinung, die Wirthstochter scherze. Diese aber sagte: „Gut, ich nehme an, und setze dagegen mein Kreuzchen von böhmischen Granaten ein, das ich hier an der Schnur um den Hals trage. Gilt's so?“

„Es gilt!“ lachte die immer noch zweifelnde Marianne; „wann aber willst du deine Heldenthat ausführen?“

„Jetzt, gleich auf der Stelle,“ sagte Christel fest und entschieden, „damit ihr Alle sehet, daß ich nicht spasse.“

Diese bestimmte Antwort, die sie nicht erwartet hatten, erfüllte die Mädchen mit Grausen, und sie suchten die kecke Christel von ihrem tollen Unternehmen durch Bitten und Warnungen abzuhalten. Alles umsonst!

„Unsere Wette gilt also, Marianne,“ sagte Christel; „entweder ich dein Kopftuch, oder du, mein Kreuzchen!“ Mit diesen Worten rannte sie zur Spinnstube hinaus in die stockfinstere Nacht, und hinüber auf den Friedhof.

Höchlichst erstaunt und bestürzt starrten die Mädchen einander an, und fanden lange keine Worte, um ihre Furcht und ihren Schrecken auszudrücken. Einige konnten und wollten noch immer nicht in allem Ernst glauben, daß Christel den Muth habe, die seltsame Wette zu bestehen,

und daß sie nur darauf ausgegangen sei, ihre Freundinnen ein wenig ins Wockshorn zu jagen.

„Die pffiffige Christel steht gewiß draußen vor der Thür,“ meinte Bärbel, „belauscht uns und freut sich, daß es ihr geglückt ist uns Furcht einzutreiben. Schau doch eins von euch einmal nach!“

Aber keine der Dirnen hatte den Muth die Thür aufzumachen; sie drängten sich im Gegentheil alle hart aneinander, gleich einer Heerde Schafe, die den grimmigen Wolf wittern. Die alte Sandel saß, wie früher, still und theilnahmslos in ihrem Winkel und nickte bedeutungsvoll mit dem zitternden Haupte.

Da wurden plötzlich draußen auf der Hausflur eilende Schritte hörbar, neuer Schrecken durchzuckte die Mädchen und kein Athemzug ward laut. Jetzt prallt die Thüre weit auf, und ein Schrei des Entsetzens entfährt jedem Munde. Mit aufgelöstem, flatterndem Haar, das Todtengerippe im Arm, steht Christel am Eingang der Stube (siehe die Abbildung, Seite 41).

„Hier habt ihr den Klapperhans!“ rief sie, hereintretend, mit starker Stimme, doch merkbar bleich und erschüttert, und stellte das Gerippe mitten unter die Mädchen, die vor Schrecken in die Erde zu versinken meinten und jammernd die Hände zusammenschlugen.

„Hinaus, hinaus!“ trage ihn wieder fort! Hinaus mit ihm, um des Himmelswillen!“ schrien alle laut durcheinander.

„Meine Wette ist also gewonnen?“ sagte Christel zu Marianne, „und dein neues Kopftuch gehöre mir?“

„Ja, ja, von Herzen gern!“ rief diese, „trage nur schnell den scheußlichen Klapperhans wieder fort!“

„Nun, so komm, du unlieber Gast, der weder im Grabe noch über demselben Ruhe findet,“ sprach, halb ernst, halb scherzend, die muthige Christel, „ich will dich wieder in deine alte Behausung bringen, denn hier bist du doch nur ein rechter Störenfried. Auf da, komm!“ Also redend, wollte sie eben das Gerippe wieder auf die Schulter laden, als unversehens die Thüre sich öffnete und der alte, ehrwürdige Friedmann, der Pfarrherr des Dorfes, eintrat. Der treue Seelenhirt kehrte gerade von einem Krankenbesuch in der Nachbarschaft nach dem Pfarrhose zurück, hatte das unerklärliche Schreckensgeschrei der Dirnen gehört, und war ganz verschneit und erschöpft als er die Spinnstube betrat.

„Was in aller Welt habt ihr denn, Kinder?“ forschte der würdige, freundliche Pfarrherr, indem

er den ihn bedeckenden Schnee abschüttelte, „es  
„Ach nein, Hochwürden,“ stotterten verlegen  
ist euch doch kein Unglück begegnet?“

einige der Mädchen, und Marianne setzte schüch-  
tern hinzu: „der Klapperhans hat uns ein wenig  
Angst gemacht.“

„Der Klapperhans!“ verwunderte sich der  
Greis, indem jetzt erst sein Blick auf das Ge-  
rippe fiel. „Ei, was treibt ihr wohl mit diesem in  
der Kunkelstube?“

„Die Christel da,“ wollte Bärbel zu berichten  
anfangen, allein die Wirthstochter fiel ihr in's  
Wort und sagte: „Es hat eine Wette gegolten,  
Hochwürden, ob ich den Muth hätte den Klap-  
perhans aus dem Weinerhänschen herüber zu ho-  
len, und nun da ich's gethan habe, sind die ha-  
senherzigen Dinger alle darüber entsetzt und zit-  
tern wie Espenlaub.“

„Das heißt den Scherz zu weit getrieben,“  
begann jetzt der Pfarrer mit mißbilligendem Ernst  
im Ansilz; „man soll die Todten nicht in ihrer  
Ruhe stören. Du, Christel, trage den Kno-  
chenmann wieder zurück an seinen Ort; ich werde  
dir das Geleit dahin geben. Vorerst aber müßt  
ihr alle, zur Strafe für euer leichtfertiges Treiben,  
ihm Abbitte thun wegen der Ruhestörung. Jedes  
von euch reiche ihm daher die Hand und spreche:  
Klapperhans, schlafe hinfort in Frieden!“

Des Pfarrherrn strenge Worte bewirkten ein  
allgemeines Entsetzen, und die Mädchen wagten  
anfangs Einwendungen dagegen zu machen;  
allein der wohlbedachte Greis blieb unerbittlich.  
„Es ist euch dieß eine heilsame Strafe für euren  
Vorwitz,“ sprach er, und „soll euch in Zukunft  
Chrfurcht einflößen gegen die Stätte des Todes  
und ihre stillen Bewohner. Nun, Marianne, gehe  
du zuerst hin, reiche dem Todten die Hand und  
sage deinen Spruch.“

Zögernden Schrittes trat Marianne hinzu,  
erhob langsam ihre Hand, ließ sie aber gleich  
wieder sinken. Auf einen freundlich-ermuntern-  
den Blick des Pfarrers, nahm sie jedoch all ihren  
Muth zusammen und erfaßte sodann, nicht ohne  
Zittern und Grausen, die Knochenhand.

„Klapperhans,“ stotterte sie, „schlafe hinfort  
in Frieden!“

„So recht, meine Tochter!“ lobte der Pfarr-  
herr, und, gegen Therese sich wendend, sprach  
er: „Nun ist an dir die Reihe.“

Mariannens Beispiel stößte ihren Freundin-  
nen Muth ein, der jedoch der beherzten Christel  
nicht gemangelt hatte; sie war die letzte der  
Dirnen, welche Abbitte leistete.

„Nun hätten wir Alle des Herrn Pfarrers

Willen erfüllt!“ rief Marianne mit leichterem  
Herzen, „und Christel mag nur schnell den Klap-  
perhans forttragen.“

„Alle, meinst Du?“ sagte Christel und schaute  
bedeutsam um sich; „noch ist die alte Sandel  
dort im Winkel übrig; die hat ihm noch nicht  
die Hand gegeben!“

„Und wird sie ihm auch nicht geben!“ kreischte  
die Alte mit schnarrender Stimme hervor.

„Nicht?“ sprach der edle Pfarrherr mit dem  
Ausdruck des größten Erstaunens. „Bedenke,  
Sandel, daß die christliche Milde und Liebe es  
erfordert, alles Unrecht abzubitten, das man  
verübt, selbst an den Todten, und daß nur die  
Barmherzigen es sind, die einst von dem gerech-  
ten und ewigen Richter im Himmel Barmherz-  
zigkeit erlangen!“

„Und ich geb' ihm die Hand doch nicht, nun  
und nimmermehr!“ krächzte das alte Weib in  
ungewöhnlich heftiger Aufregung.

„Willst du mir die Ursache deines Starrsinns  
und deiner Weigerung sagen, Sandel?“ fragte  
der Pfarrer in mildem, liebe reichem Tone.

„Wisset ihr, warum er klappert und rasselt  
und keine Ruhe findet, unter den Todten wie  
unter den Lebendigen?“ rief Sandel, und stierte  
wild aus ihrer Ecke hervor.

„Wohl weiß ich es,“ entgegnete ruhig der  
fromme Greis, „er hat sich einst schwer versün-  
digt an einem armen, aber braven und arglosen  
Mädchen.“

„Ja wohl, schwer, schwer!“ klagte die Alte,  
„denn er hat das Glück eines ganzes Lebens ver-  
nichtet. Ach, Hochwürden, Ihr wißt es nicht,  
wie die arme, gefallene Dirne geweint und ge-  
rungen hat zu seinen Füßen, und wie er sie doch  
versieß. Wie er sie mißhandelt und unbarmherz-  
ig preisgegeben der Verachtung, der Noth und  
dem Elende. Wie sie fortgewandert, barfuß und  
vom Froste zitternd; wie sie sich gekrümmt auf  
offener Landstraße in Mutterschmerzen; wie sie  
verzweifelt, rath- und trostlos über ihrem todt-  
geborenen Kinde gesammert! Wie sie gebettelt  
von Thür zu Thür; wie oft sie gehungert und  
kein Obdach gefunden! Ach, das wisset Ihr Al-  
les nicht! Aber ich, ich weiß es,“ schloß das  
arme Weib mit thränenreicher Stimme, „denn  
jene unglückliche Dirne... war ich!“

„Du! barmherziger Gott! Was, die alte  
Sandel!“ also klang es voll Bewunderung und  
Mitleid aus jeglichem Munde, rings in der  
Stube, worauf eine augenblickliche Stille erfolgte,  
während welcher die erstaunten Blicke bald auf  
das Gerippe, bald auf Sandel sich befesteten, die

starr und regungslos; erschöpft von dem gewaltigen Eindruck, auf die Bank zurückgesunken war, von der sie sich in ihrem Feuereifer erhoben.

Nachdem sich der erfahrene Pfarrer, im Ausblick zu dem Gott aller Gnade und alles Trostes, gesammelt und gestärkt hatte, trat er voll herzlicher Theilnahme hin zu der Unglücklichen und sprach: „Arme Sandel, du hast viel erdulden müssen, aber der Herr ist den Betrübteten nahe, und hilft den Demüthigen. Werfer euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat, und demüthiget euch unter die gewaltige Hand Gottes. Tröste dich mit dem Glauben an eine ewige Vergeltung, mit der Zuversicht auf Gottes Gerechtigkeit und grenzenlose Barmherzigkeit; sei nicht unverföhlich gegen deinen Verführer um der erduldeten Leiden willen. So ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben, also lehret unser Heiland. Reiche drum deinem ehemaligen Beleidiger die Hand, und wünsche: Hans, schlafe hinfort in Frieden!“

Pfarrer Friedmann schwieg, und während der nun herrschenden Stille hörte man wieder auf's Neue draußen den Sturmwind furchtbar heulen, gleich als führe das Wüthenheer vorüber, und kalter Schauer durchrieselte die ganze Versammlung. Die alte Sandel aber blieb noch immer stumm und regungslos sitzen, versunken in ihrem dumpfen Hinbrüten.

„Gedenke an das Ende, Sandel!“ ermahnte der Pfarrer abermals; „unterdrücke den Haß und die Feindschaft in deinem Herzen. Du betest ja tagtäglich im Vaterunser: Vergib uns unsere Schulden, so wie wir vergeben unieren Schuldigern! Beweise nun durch die That, daß diese Worte nicht bloß über deine Lippen, sondern auch aufrichtig aus dehr Herzen kommen. Ich bitte dich nochmals inständig, reiche deinem Beleidiger die Hand, mit dem Gruß und Wunsche: Hans, schlafe hinfort in Frieden!“

Jetzt fuhr Sandel sichtbar erschüttert zusammen; sie holte tief Athem, erhob sich und stand dann noch un schlüssig eine kleine Weile. Da brach mit einem Mal ihres Herzens starre Eisrinde, eine schwere Thräne rang sich aus den Augenhöhlen hervor und rieselte herab über die von Gram und Alter tiefgefurchten Wangen. Langsam, auf ihren Krückenstock gestützt, schwankte das Weib hin zu dem Gerippe, nahm die Knochenhand in ihre zitternde Rechte, und sprach, in höchster, innerer Aufregung, mit einem tiefen Seufzer: „Hans, schlafe hinfort in Frieden!“

Es war dieß ein ergreifender, feierlicher Au-

genblick! Noch hielt die Alte die Knochenhand, an längstverschundene Zeiten gedenkend, als plötzlich der gewaltige Sturm mit verdoppelter Kraft Fenster und Thüre zugleich aufriß. Ein schneidender Luftzug brauste mit wirbelndem Schneegestöber in die Stube, während die Lampe vor dem Muttergottesbilde und der flackernde Rienspan am Ofen mitsammen erloschen, daß die Funken weit umherstoben. Die erschreckten Mädchen stießen einen gellenden Schreckensruf aus, und die beherzte Christel eilte hinaus in die Küche, von wo sie bald wieder mit einem brennenden Licht in der Hand zurückkehrte.

Mit dem Klapperhans war unterdessen eine Veränderung vorgegangen; aus ihren Fugen und Gelenken gelöst, lagen die Knochen über einem Haufen am Boden, und neben ihnen war die alte Sandel bewusstlos und ohnmächtig niedergesunken.

„Der ewige Richter hat ihm verziehen und ihn aufgenommen in seine Gnade!“ sprach ernst der würdige Pfarrer zu den Mädchen, welche betäubt und schreckenbleich um die Ohnmächtige standen; „bringt nun die arme Sandel zu Bette und vergeßt nicht in euerm Gebet der Seele des Abgeschiedenen, damit ihr endlich Frieden und Ruhe zu Theil werde. Morgen wollen wir fein Gebein zur Erde bestatten; der so lange Ruhe-lose schlafe hinfort in Frieden!“

Und also geschah's. Am nächsten Tage wurden die sorgsam zusammengelesenen Ueberreste des Klapperhans zum zweiten Mal in's Grab gesenkt; die meisten Bewohner des Dorfes waren gegenwärtig, und fühlten sich mächtig ergriffen und erschüttert von diesem wunderbaren Vorfall.

Fünf Tage später begrub man die alte Sandel; sie war als verzeihende Christin gestorben, ohne Groll und Haß im Herzen.

An die Wand des Weinerhäuschens auf dem Kirchhof ließ Pfarrer Friedmann das Abbild des erkösten Klapperhans malen und folgenden einfachen Spruch darunter schreiben:

Gedenkt des Fluchs der Sünde  
Zur rechten Zeit noch hier,  
Auf daß es Euch im Lode  
Nicht so ergel' wie mir!

### Die nächtliche Erstürmung des Borregos in Mexiko.

(Mit einer großen Abbildung.)

Biemlich lange dachte der Vöte hin und her, was er wählen sollte, um seinen lieben Lesern

Freude zu machen mit dem großen Wilsbe für den Kalender von 1863. Nichts wollte sich so recht schicken. Die eine Hälfte des Jahres 1862 ging vorüber, ohne daß etwas Bedeutendes, unser gesamtes Vaterland betreffend, vorgefallen wäre und hinreichenden Stoff geboten hätte zu Schrift und Zeichnung. Des langen Nachgrübelns müde, faßte er endlich den Entschluß, mit dem geneigten und bereitwilligen Leser eine gefahrlose Reise nach dem südlichen Amerika, nach dem Lande Mexiko, zu unternehmen, in welchem gegenwärtig wohl Einer oder der Andere einen Sohn oder Bruder, einen Verwandten oder Freund hat. In letzter Zeit machte Mexiko viel von sich reden, und in der Voraussetzung, ein kurzer Bericht darüber werde bei manchem Leser nicht überflüssig sein, wollen wir einen solchen vorausschicken.

Das Land Mexiko befindet sich im südlichen Theile von Amerika, das im Jahre 1492 der kühne Seefahrer aus Genua, Christoph Columbus, entdeckte. Es grenzt im Norden an die Vereinigten Staaten Nord-Amerika's, im Osten an den Rio-Bravo und mexikanischen Meerbusen, im Süden an die Vereinigten Staaten von Mittelamerika, im Westen an den großen Ozean, und sein Flächeninhalt übersteigt 72,000 Quadratmeilen.

Um das Jahr 1519, kam Mexiko, durch den Groberer Ferdinand Cortez, unter die Herrschaft des dazumal so mächtigen Spaniens, und erhielt den Namen Neu-Spanien. Von 1535 an wurde die Regierung und Verwaltung des eroberten Landstrichs einem Bizekönig anvertraut; die Könige und Königinnen des spanischen Mutterlandes behaupteten daselbst die Oberhand während einer langen Reihe von Jahren, und bezogen daraus Güter und Reichthum und Nutzen aller Art. Unter den Eingeborenen wurde das Christenthum eingeführt, und nach und nach wanderten Tausende von Ansiedlern in das gold- und Silberreiche Land; neue Städte wurden erbaut und die Fruchtbarkeit des ergiebigen Bodens benützt. Die ursprünglichen Bewohner Mexikos, die Indianer, durch das Gesetz zwar als freie Menschen erklärt, waren dennoch in der That gleichsam leibeigen und den Erpressungen der dortigen Spanier, die allein alle Aemter besaßen, preisgegeben. Wohl milberte die Regierung, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, allmählig ihr unglückliches Loos, aber trotzdem hatte die Unzufriedenheit seit langem tiefe Wurzeln geschlagen. Schon 1811 brachen Unruhen aus in einem Theile des Landes, die wieder gedämpft wurden. Im Jahr 1821 kam es zum allgemeinen Aufstande. Mexiko erklärte sich unabhängig vom spanischen Mutterlande, wählte sich den an der Spitze des Befreiungskampfes ge-

standenen Sturbibe zum Monarchen, allein seine erlangte Gewalt verwirrte ihm den Sinn; er machte sich tyrannischer Anmaßungen schuldig und seine Herrschaft nahm ein gar schnelles Ende. Im Jahr 1823 kam die gegenwärtige Verfassung Mexiko's zu Stande, und der ganze Länderstrich bildet nun einen abgesonderten Freistaat, eine Republik, und die ausübende Gewalt ruht in der Hand eines Präsidenten. Der jetzige heißt Suarez, und mit diesem ist unser Vaterland Frankreich seit mehreren Monaten im Kriege.

Als die Mißhelligkeiten begannen und ein Feldzug gegen Mexiko beschlossen wurde, waren England und Spanien mit Frankreich im Bunde, denn auch diese beiden europäischen Länder hatten über Bedrängnisse, Ungerechtigkeiten und Verdrückungen zu klagen, denen die ihrer Nation angehörigen, im mexikanischen Freistaat angesiedelten Bewohner fortwährend ausgesetzt waren, ohne daß der Präsident Suarez sich geneigt erwies, den friedlichen, gegründeten und billigen Forderungen und Beschwerden Genüge zu leisten, und immer Alles auf die lange Bank hinausschieb.

Zu Ende des Jahres 1861 wurde daher der gemeinsame Feldzug gegen Mexiko von den Regierungen Frankreichs, Englands und Spaniens beschlossen, und die wohlbesetzten Kriegsschiffe segelten bald von verschiedenen Seiten dem weitentlegenen Lande zu, mitten durch die Wogen des großen Weltmeers. Bei Veracruz, dem Hafen am mexikanischen Meerbusen, fand die Landung und Ausschiffung der verschiedenen Truppenabtheilungen Statt, und die Kriegsoperationen begannen.

Ganz wider alles Erwarten ließen nun auf einmal die Regierungen von England und Spanien den Befehlshabern ihrer Truppen die Weisung zukommen, sich aller Feindseligkeiten gegen Mexiko zu enthalten und ungefümt wieder abzu ziehen, also daß das kleine, nur fünftausend Mann starke Heer der Franzosen, plötzlich sich allein sah in dem großen, fremden Lande. Trotz dieses unerklärlichen Imßlichlassens von Seiten ihrer englischen und spanischen Bundesgenossen, verloren unsere tapfern, erprobten Soldaten keineswegs den Muth, und unter der Leitung ihres Obergenerals, des Grafen von Lorencez, machten sie sich, von Veracruz aus, auf den Weg in's Innere des Landes, nach dessen großer und prächtiger Hauptstadt, auch Mexiko genannt, am See Tezcuco und Xochimilco gelegen, mit mehr den 270,000 Einwohnern.

Die Franzosen hofften, sie würden überall mit offenen Armen aufgenommen werden und willkommen heißen als Befreier des Landes von dem drückenden Joch des Präsidenten Suarez. Dem

liche Kraft vollkommen. Unsr Verwundeten gesehen auf überraschende Weise.

Genehmigen Sie, Herr Marschall, u. s. w.

Der das Expeditionskorps in Mexiko kommandirende Divisionsgeneral,  
Graf von Lorencez.

Nun, lieber Leser, hätten wir den Bericht des Obergenerals übersezt und gelesen, und können uns einen Begriff machen von der Tapferkeit und dem Helbenmuth der hundertundvierzig französischen Soldaten, die zweitausend Mexikaner in die Flucht geschlagen. Beim Beschauen des großen Bildes wird uns diese, für unser Vaterland so rühmliche Waffenthat, noch klarer und deutlicher vor die Seele treten. Während dieses nächstlichen Kampfes fiel, wie eine Zeitung aus Orijaba meldet, auch folgendes vor: Mitten im hitzigsten Handgemenge gerieth ein Kapitän des 99ten Regiments in die Hände der Mexikaner. Als seine Soldaten dies sahen, fürmten sie mit solchem Ungeflüm, das Bajonnett voran, kühn auf die dichtgedrängten Feinde los, daß ihnen die Befreiung ihres gefangenen Hauptmanns glückte. Sobald dieser seine Befreier herbeieilen sah, faßte er neuen Muth, bemeisterte sich des ihn gefangen haltenden mexikanischen Offiziers und zog ihn mitten unter die französischen Soldaten. Das Blatt hatte sich gewendet, und jetzt war der Mexikaner Kriegsgefangener. Gar schnell wechselt das Kriegsglück.

Gleich nach der Erstürmung des Vorregos, die er, an der Spitze seiner dritten Compagnie so muthig und ruhmvoll geleitet, wurde der Kapitän Detrie, obgleich noch jung an Jahren, zum Bataillonschef oder Kommandanten erhoben, als Belohnung für die glänzende Waffenthat, seit welcher in Mexiko nichts eigentlich Wichtiges mehr vorgefallen, was erst später geschehen wird nach der Ankunft der aus Frankreich erwarteten Hülfsstruppen. Dem erfahrenen General Forey hat Kaiser Napoleon den Oberbefehl der ganzen mexikanischen Expedition anvertraut. Auf verschiedenen Transportschiffen, die aus den Seehäfen von Toulon, Cherburg und Algeriens die weite Fahrt antreten, segeln nun, zu Ende des Monats August und zu Anfang Septembers, die zur Verstärkung gesandten Krieger aller Waffengattungen kampflustig und hoffnungsvoll dem fernern Mexiko zu. Der mächtige Herr der Hertschaaren wolle sie geleiten! Möge auch dieser Krieg in weitentlegnem Lande zum Besten enden, und Frankreichs Macht und Ehre und Ruhm erhöhen!

Eben an dem Tage an welchem der Bote diese Zeilen geschrieben, es ist der 28te August, zog eine halbe Compagnie der in Straßburg in Gar-

nison liegenden Bontonniers fort, zur Einschiffung in Cherburg, dem festen Kriegshafen am Atlantischen Ocean. Unsr wackern Bontonniers, unter denen so viele liebe Landsleute sich befinden, sind schon weit in der Welt herumgekommen, doch über mexikanische Flüsse haben sie noch niemals eine Brücke geschlagen. Wir wünschen ihnen, so wie Allen, Allen von Herzen gut Glück zur langen Meerfahrt und eine ruhmbezügliche Heimkehr!

### Glückliche Tabaknoth.

Durch Muth und Tapferkeit und treue, gewissenhafte Pflichterfüllung, hatte sich Thomas Laurent, von den untersten Graden an, bis zur Obristenwürde empor geschwungen, und die meisten Schlachtfelder, auf denen des großen Napoleons siegreiche Adler gestrahlt, waren ihm gar bekannte Stätten geworden. Als aber des Kaisers Glückstern untergegangen, und die weitentlegene Insel Sankt-Helena dem einst so Mächtigen und Gefürchteten zum Gefängnis angewiesen worden, da schwand auch dem Obersten Laurent die alle Lust an dem vielbewegten Soldatenleben, das er so treulich durchgemacht und gründlich kennen gelernt hatte; er forderte seinen Abschied, nahm ein junges, hübsches Weib, und lebte bald als glücklicher Gatte und Vater auf einem freundlichen, obwohl etwas einsam gelegenen Landgute.

Bei seiner Verheirathung hatte der Obrist, der durch und durch Soldat gewesen, dem lieben, jungen Weibchen, unter andern Gaben, auch das schwere Opfer gebracht, seiner Gewohnheit des Tabakkauens, das ihm in den Feldlagern und Kasernen zum Bedürfnis geworden, zu entsagen; auch bediente er sich zum Rauchen hinfüro nicht mehr der Pfeifen, sondern begnügte sich geduldig mit Cigarren, deren er freilich in großer Menge verbrauchte, und wobei es ihm nicht selten begegnete, daß er die Cigarre nicht erst anzündete sondern ganz einfach in den Mund steckte, um das dunkelbraune Ding auf die altgewohnte, ihm angenehmere Weise zu genießen, wohlverstanden hinter dem Rücken seiner Hausfrau.

Dem glücklichen Ehepaar verstrich die Zeit in sorgloser Behaglichkeit und Ruhe, und als nun gar nach wenigen Jahren zwei liebliche Töchterlein neues frühliches Leben in das gemüthliche Landhaus brachten, da kannte sich der alte Hausdegen nicht mehr vor lauter Lust und Waterfreude.

Die Mädchen wuchsen heran zu blühenden

Jungfrauen, und der sorgsamen Mutter machte nun der Gedanke viel zu schaffen, den heirathsfähigen Töchtern annehmbare Männer zu finden.

Eines Tages, nach dem Mittagessen, setzte sie sich recht freundlich und zutraulich neben den Obristen, der eben seine Cigarre rauchte, auf das Ruhebett und begann, also: „Lieber Mann, unsre Töchter sind jetzt in die geselligen Kreise der Umgegend eingeführt worden und erfordern unsre doppelte Fürsorge. Rosine, unsre Erstgeborene, hat neulich kein geringes Aufsehen gemacht, und es könnte leicht geschehen daß...“

„Bei wem hat sie Aufsehen gemacht?“ unterbrach der alte Oberst seine Frau; „ich habe doch nichts davon gemerkt.“

„Je nun,“ fuhr die Gattin etwas verlegen fort, „bei Allen, die sie gesehen und bewundert haben, und bei einem gewissen jungen Manne besonders.“

„Der mag sich nach etwas Anderem umsehen, als nach unsrer Rosine!“ brummte Laurent ziemlich unwirsch, „ich rathe es keinem jungen Springinsfeld mir meine liebe Tochter so mir nichts, dir nichts wegzapern zu wollen; sie ist ja die Freude und die Krone meines Alters!“

„Aber der junge Mann ist bei mir gewesen,“ entgegnete die Obristin beklommen, „und hat mir seines Herzens Wünsche geoffenbart. Es wäre gar eine vortheilhafte Partie für unsre Rosine, und sehr unklug sie so geradezu abzuweisen.“

Der Oberst trillte nachdenklich an seinem ergrauten Schnurrbart, und forschte sodann nach dem Namen des jungen Mannes, der ihn seiner lieben Tochter berauben wollte. Und als nun, ziemlich verlegen, seine Frau den Namen genannt, da blitzten zornig die alten Kriegeraugen und der Oberst sprang hastig, als hätte er den giftigen Stich einer Schlange verspürt, vom Ruhebett auf, und untersagte mit strengen Worten, die man gar nicht an ihm gewohnt war, jemals diesen Namen wieder vor ihm auszusprechen.

Baron von Chateauluc, so lautete der verhasste Namen. Und warum war er dem Obristen so durchaus zuwider? Weil der Vater des jungen Mannes sein glücklicher Mitbewerber und Nebenbuhler gewesen bei den letzten Wahlen der Generalkräthe des Departements. Daß wurmte gewaltig den ehrgeizigen Soldaten aus der alten Kaiserzeit, und er konnte seine erste schmählische Niederlage unmöglich so schnell verschmerzen und vergessen.

Als die Frau Obristin ihres Mannes Entrüstung so kräftig auslodern sah, hielt sie's für das Beste, vorderhand wohlweislich zu schweigen und auf günstigere Tage zu warten, in der Hoffnung,

daß diese gereizte Stimmung sich mildern werde.

Die arme Rosine, welcher der junge, höchst liebenswürdige Baron von Chateauluc bereits das Herschen eingenommen, seufzte tief auf, als ihr die Mutter die traurige Nachricht mittheilte; helle Thränen traten in ihre Augen und schwermüthig senkte sie das liebliche Köpfschen, doch ergab sie sich als gehorsame Tochter in des Vaters strengen Willen, und ließ den tröstenden Worten der Mutter ein offenes Ohr.

Der junge Freiersmann aber hatte Rosinens Geduld und Ergebung in das unvermeidliche Schicksal keineswegs. Er zerbrach sich den Kopf Tag und Nacht um ein Mittel ausfindig zu machen, das ihn dem so heißersehnten Ziele näher führe. Sein Herz war erfüllt von der innigsten, aufrichtigsten Liebe zu des Obristen ältester Tochter. Nach langem Hin- und Hersinnen versuchte der Baron sein Heil bei dem alten Franz, des Obristen Kammerdiener, der, gleich seinem Herrn, auch die meiste Zeit seines Lebens im Soldatenrock zugebracht. Diesen alten Kriegsmann, der bei dem Obersten von jeher sehr viel gegolten, wußte Chateauluc auf seine Seite zu bringen; insgeheim hatten die Weiden täglichen Verkehr miteinander, und jedesmal forschte der ungeduldige, abgewiesene Bewerber, ob sich noch nichts zu seinen Gunsten verändert habe im Haus und Herzen des alten und strengen Obristen.

„So wie ich meinen Herrn kenne,“ sagte Franz gewöhnlich, „wird das Ding schwer halten; die Sache macht sich nicht so leicht eben von selbst. Wir müssen daher trachten, irgend eine günstige Veränderung durch List herbeizuführen. Aber wie? das ist die kitzliche Frage!“

Eine Woche verstrich um die andere. Da kam eines Tages der alte Franz freudestrahlend zum Baron, dem schon bei seinem Anblick das Herz höher und erwartungsvoller zu schlagen begann, weil er gute Nachrichten zu vernehmen hoffte.

„Nun, lieber Franz,“ rief ihm der Baron entgegen. „bringst Du mir endlich günstigen Bescheid? Will mich der Obrist jetzt in seinem Haus freundlich empfangen?“

„Wo denken Sie hin, Herr Baron?“ entgegnete Franz, „so schnell schießen die Preußen nicht!“

„Warum aber siehst du so fröhlich aus?“ fragte der junge Mann kleinnüthiger; „ich glaubte bei deinem Anblick, wir hätten das Spiel gewonnen.“

„Das kann geschehen,“ meinte Franz geheimnißvoll, „wenn mir der Plan gelingt, den ich im Kopf habe. Die halbe Nacht hab' ich darüber

nachgebrütet, und wenn wir nicht verrathen werden, so glaube ich für einen glücklichen Ausgang stehen zu können.“

Höchlichst verwundert schaute der Baron den geheimnißvollen Franz an, der also fortfuhr: „Wissen Sie, was man macht, wenn man eine Stadt erobern will? Man schneidet ihr die Lebensmittel ab und zwingt sie durch Hunger zur Uebergabe. Das müssen Sie auch thun, und der Sieg ist Ihnen gewiß!“

Nun theilte der pffiffige Franz dem jungen Mann seinen nächtlich ausgeheckten Plan mit, der ihn annehmbar fand und sogleich sich anschickte, die ersten Schritte zu dessen Ausführung zu thun. Wohin aber der Baron seine eilenden Schritte lenkte, werden wir später erfahren. Der Diener kehrte, zufrieden die Hände sich reibend, in des Obristen Landhaus zurück.

Als ihm nun am Abend sein Herr befohl, frische Cigarren zu bringen, da machte Franz den Rapport, der Herr Obrist habe den ganzen Vorrath aufgebraucht, und erbot sich in das nächste Städtchen zu eilen, um neuen Proviant herbeizuschaffen. Des Dieners Bericht klang dem Obersten wie ein Märchen; er konnte solches gar nicht glauben, und durchsuchte daher selber seine Vorrathskammer. Aber all' sein Suchen und Fluchen war nutzlos; nicht die kleinste Cigarre war mehr zu finden. Der leidenschaftliche Raucher brachte eine gar unruhige Nacht zu, und schickte gleich am folgenden Morgen seinen Franz fort, um neuen Vorrath einzukaufen im naheliegenden Kantonort.

Unverrichteter Sache kehrte der Pffiffikus wieder heim, und auf seinem Gesicht waren Kummer und Bestürzung zu lesen.

„Herr Obrist,“ begann er traurig, „ich komme trostlos zurück von meinem Streifzuge! Im ganzen Städtchen ist keine Cigarre mehr aufzutreiben. Hätten Sie mich doch nur gleich gestern noch fortgehen lassen! Diesen Morgen hat ein Fremder den ganzen Vorrath in allen Tabakläden aufgekauft. Was mag dieser Spekulant nur im Schilde führen!“

Der Obrist traute kaum seinen Ohren; er fluchte und wettete gewaltig und bestellte gleich seinen Wagen, um sich selbst an Ort und Stelle von dem Unglaublichen zu überzeugen. Und fort ging's in das Städtchen. Als er vor dem Landgute seiner Nachbarn, der Herren von Chateauluc, vorüberfuhr, lehnte der junge Baron nachlässig am Thorpfiler und blies die blauen, duftigen Ringel einer Havannah-Cigarre in die frische Morgenluft. Ehrerbietig nahm er vor dem finstern

Oberst den Hut ab und fragte, ob er mit einer Cigarre aufwarten könne. Dieser aber wollte mit den Chateauluc nichts zu schaffen haben, und kehrte dem jungen Manne trotzig den Rücken zu.

Im Städtchen eilte der Obrist von einem Tabakfrämer zum andern, und erhielt überall dieselbe Antwort: Tabak und Cigarren seien in aller Frühe von einem Reisenden aufgekauft worden; kein Stäubchen sei mehr vorhanden.

Das war aber doch allzutoll für einen so leidenschaftlichen Freund des vielgepriesenen Tabaks! Bestimmt und trostlos machte sich der Obrist wieder auf den Heimweg, und zwar zu Fuß. Franz sollte mit dem Wagen nachkommen.

Also wanderte der alte Kriegsmann allein und einsam die langweilige Straße dahin. Da gewahrt er in der Ferne plötzlich eine Mannesgestalt, auf der steinernen Ruhebänk am Wege sitzend. Sollte dieß vielleicht ein glücklicher Raucher sein! Es schien, als ob sich die Gestalt mit einer ernstlichen Arbeit bemühe. Der Obrist kommt der Ruhebänk näher, und erkennt nun seinen jungen Nachbar, den Baron von Chateauluc, mit einer Cigarre im Munde und einer vollgepfropften Cigarrentasche neben sich, aber vergeblich sich abmühend Feuer zuwege zu bringen. Beim Herannahen des Obristen, sieht der Baron augenblicklich auf, geht ihm einige Schritte entgegen und fragt ihn in den höflichsten Ausdrücken, ob er ihm nicht Feuer geben könne; seine Zündhölzchen müssen feucht geworden sein, denn keines wolle fangen, und er bereue nun die gute, alte Gewohnheit des Stahls und Steins und Zunders nicht mehr zu üben. „Wenn der Herr Obrist,“ setzte der Baron schüchtern bei, „mir die Ehre erweisen wollte, eine meiner Cigarren zu erproben, so sollte es mich herzlich freuen. Es sind echte Havannahs, wie man sie dort drinnen — er deutete nach dem Städtchen — gar nicht findet. Sie sind Ihnen von Herzen angeboten!“

Jetzt war die Versuchung doch allzustark! Der Obrist hätte nicht der leidenschaftliche Schmaucher sein müssen, um die so freundlich und höflich angebotene Cigarre zum zweitenmal schnöd und finster auszuschlagen. Fast heißhungrig griff er darnach, und da seine Zündhölzchen nicht feucht geworden, wie die des schlauen Barons, so glühten augenblicklich zwei köstliche Cigarren. Das war ein Genuß!

Mittlerweile war Franz mit dem Wagen herangekommen, und der Obrist lud den überglücklichen Baron ein, mit ihm nach Hause zu fahren.



Unterwegs erzählte der alte Krieger dem ganz arglos scheinenden jungen Nachbar von der Tabaknoth, in welcher er sich zu seinem größten Leidwesen befunden, und daß er im ganzen Städtchen nichts habe aufdreschen können. Und als nun der Baron vor seiner Familie Landhaus absteigen wollte, und dem Vater seiner geliebten Rosine einen Theil der ihm zu Gebote stehenden Cigarren anbot, bis er seine Vorräthe wieder erneuert, sagte dieser: „Wie wär's, lieber Baron, wenn Sie gleich jetzt mit mir heimführen? Wir könnten dann unsern Austausch besser bei einem Glase Wein besprechen. Zudem weiß ich, daß mein bescheidenes Haus etwas enthält, worüber Sie schon vor einigen Wochen Rücksprache mit mir zu nehmen wünschten, wovon ich alter Drummbar damals aber nichts hören wollte. Machen Sie mir jetzt die Freude und kommen Sie mit; wir wollen die Angelegenheiten lieber gleich in's Reine bringen.“

Groß war das Ersäunen der Obristin und ihrer Töchter, als sie den seltenen, ganz unerwarteten Gast mit dem Vater eintreten sahen, und ein heller Strahl der Freude fiel in Rosinens eben noch so bekümmertes Herz, das im Stillen, wie wir schon wissen, dem jungen und liebenswürdigen Nachbar angehörte.

Alles ging nach Wunsch. Die Hochzeit des glücklichen Brautpaars wurde verabredet und vollzogen, allein der Obrist erfuhr niemals durch welche Kriegeliste seine Festung zur Uebergabe gezwungen worden. Der Baron und Franz bewahrten treulich das große Geheimniß selbender, denn in die weibliche Verschwiegenheit setzten sie kein allzu festes Vertrauen.

### Treue Liebe.

(Mit einer Abbildung.)

In einem großen und freundlichen Dorfe des mittleren Elssasses — der Name thut nichts zur Sache — lebte, vor etlichen fünfzig oder sechzig Jahren, der Adam Lienhardt. Er war nicht gebürtig aus dem Dorfe, das früher den Grafen von Hanau zugehörte, sondern war vom Rhein hergekommen, hatte zuerst mit Fleiß und Treue und Umsicht als Ackerknecht gedient, und sich dann später mit einer braven und hübschen Frau zugleich ein hübsches Bauerngütchen erheirathet, und dieses, treu und fleißig und umsichtig wie er immer gewesen, bedeutend vermehrt, also daß er zwar nicht für einen reichen, aber doch für einen wohlhabenden Mann galt. Zur Zeit,

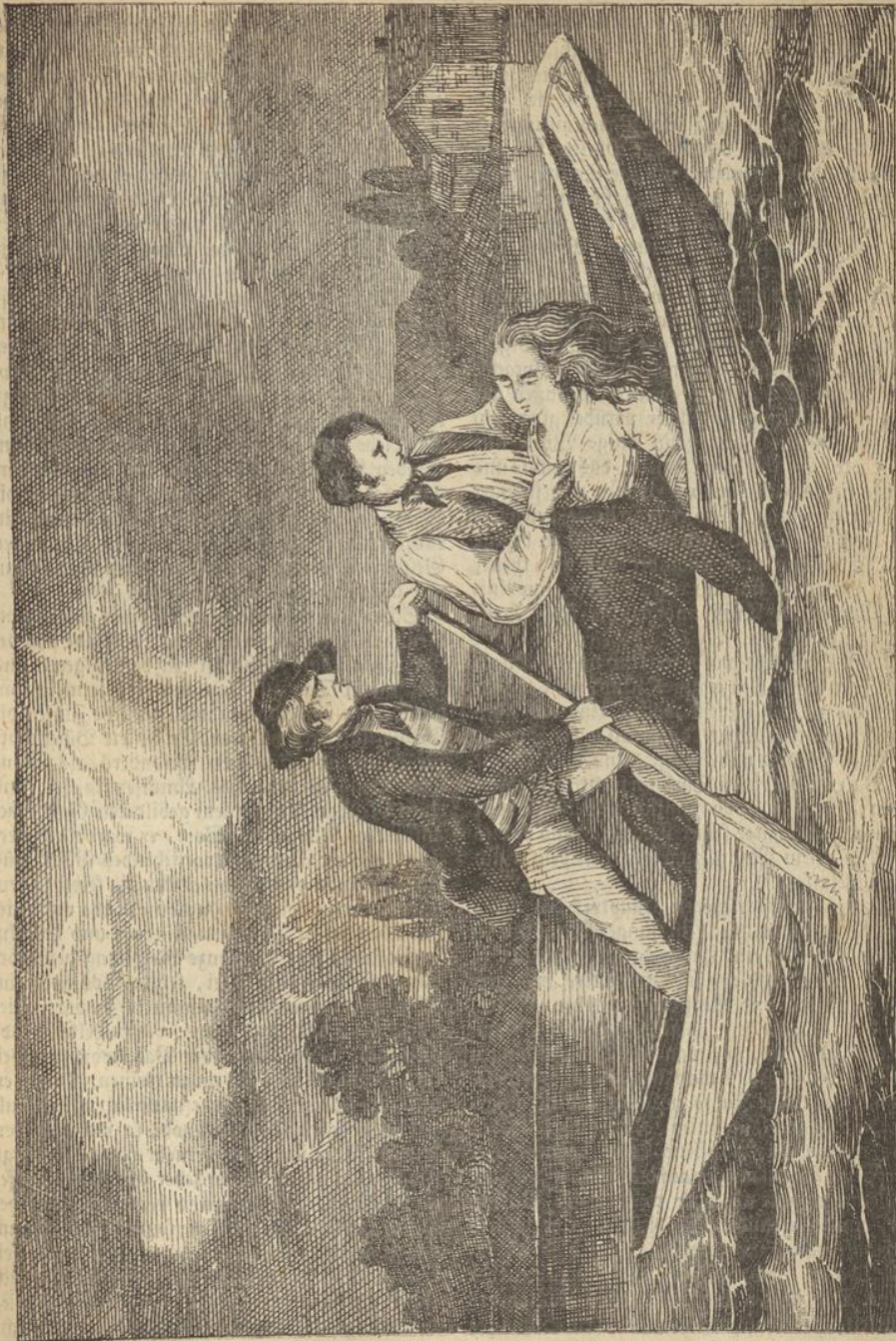
in welche unsre Erzählung hier fällt, war Lienhardt bereits seit einigen Jahren Wittwer; seine liebe Hausfrau hatte er auf dem heimlichen, stillen Friedhof gebetet, der, nach alter Sitte, die Kirche des Dorfes umschloß.

Lienhardt's Weib hatte ihm nur eine einzige Tochter zurückgelassen, die in jeder Weise des alternden Mannes Freude hätte sein können, wäre nur Eines nicht gewesen.

Gretchen war schön, und galt für eines der schönsten Mädchen der ganzen Umgegend. Selbst die Stadtmädchen von Buchsweiler und Ingweiler, welche des alten Lienhardt's Tochter beiweilen auf dem Wochenmarkt sahen, oder an den alljährlichen Nesttagen beim Tanze, beneideten den schlanken Wuchs der Bauernbirne und ihr frisches, liebliches Gesicht. Auch die Bürger und Herren, die eine Kirnmes in der Umgegend nicht leicht versäumten, schauten nach ihr, und forderten sie gerne zum Tanze, was den Burschen im Dorfe, und besonders einem unter ihnen, immer ein Dorn im Auge war. Indes galt es keine Gefahr. Gretchen war nicht stolzen Sinnes, und die Stadtherren mochten noch so schön reden, deutsch oder halbwelsch, das focht sie Alles nicht an. Sie hatte zwei Ohren, um die glatten Schmeichelreden zu dem einen hinein, zum andern wieder hinaus gehen zu lassen. Sie hörte nur gern auf den Einen, von welchem vorhin gesagt ward, daß ihm die Andern, zumal die Dorffremden, ein Dorn im Auge waren. In Gretchens Herzen klang es immer und immer: Es g'fällt mir halt nur Einer!

Das aber war es eben, was ihrem Vater seine Freude vergällte. Er hatte die Tochter lieb, wie seinen Augapfel; sie war sein Stolz und sein höchstes Gut auf Erden. Die Bauern sagten: „Der Lienhardt will hoch hinaus mit seinem Kinde,“ und hatten nicht Unrecht. Er hätte gern gesehen, daß sein schönes Gretchen entweder einen Stadtherrn, oder wenigstens einen feinstreichen Bauernsohn zum Manne bekommen hätte. Darum auch war es ihm so recht von Herzensgrund zuwider, daß des Dorfschreiners Philipp der Dirne zu Gefallen ging, und daß diese wirklich Gefallen fand an dem Burschen.

Philipp war aber auch darnach. Frisch, kräftig, immer munter und guter Dinge, dabei brav und sitzsam und ehrenfest, mußten ihn Alle lieben, die ihn kannten. Einzelne nur waren ihm nicht sonderlich hold und gewogen, eben weil Lienhardt's Gretchen ihm den Vorzug vor ihnen gab, wiewohl ihre Väter mehr harte Thaler in der Truhe hatten, als Philipp baare Groschen



Ereue Liebe.

, vor die  
 rmer: für  
 nlichen, für  
 re Eute, in  
  
 eine dring  
 er Weie ist  
 im Fernen  
  
 für nach be  
 und. Edli  
 er und Sp  
 Lofter be  
 , oder an  
 vmandeten  
 und die in  
 Bürger an  
 angegend mit  
 , und joch  
 Buriche in  
 ihnen, w  
 warte es im  
 Sinnes, an  
 schön red  
 he Alles mit  
 atten Schme  
 andern nicht  
 nur gern an  
 schloß mit  
 schen Spe  
 fällt mir be  
  
 em Vater im  
 über lieb, es  
 stolz und in  
 wern sagte  
 es mit jener  
 cht. Er lä  
 tchen entde  
 s einen jense  
 kommen hin  
 von Derges  
 mens Polir  
 doch die mit  
 den.  
 d. Frisch, hü  
 nge, dabei bra  
 en ihn alle so  
 nur waren ih  
 en, eden mal  
 ruzug vor ih  
 erte Tholer in  
 nare Christen

aufweisen konnte. Der alte Lienhardt selbst haßte ihn gründlich, da er ihm all seine hochfahrenden Pläne durchkreuzte. Denn Gretchen wollte durchaus nichts von den Freiern wissen, wie viele derselben auch bei ihr und dem Vater anklopfen. Und als der arme, bescheidene Philipp sich das Herz nahm, bei Lienhardt um die Tochter anzufragen, da wurde er barsch und höhnisch abgewiesen von dem ehrföchtigen Alten, und Gretchen erhielt das scharfe und strenge Verbot, den armen Schreiner sich gänzlich aus dem Sinne zu schlagen, und nicht den entferntesten Umgang mit ihm zu pflegen. Doch, was konnte diese dafür, wenn ihr Philipp zuweilen auf dem Wege begegnete und sie freundlich und herzlich ansprach? Wie konnte sie's ändern, wenn er draußen auf dem Felde zufällig am Acker vorüberging, auf dem sie arbeitete, und dann einige Worte mit ihr redete? — Andern? o nein, das konnte und wollte sie ja nicht; und je härter und strenger der Vater wurde, desto erkunderischer bewährte sich die Liebe. Die Weiden wußten sich zu begegnen, und wenn man einander gut und theuer ist, so braucht es sich nur eines Blickes, nur einiger Worte, um Frost und frische, frohe Hoffnung zu gewinnen.

Adam Lienhardt wurde wirklich nach und nach recht hart gegen sein einziges Kind, weil es ihm gar nicht zu Willen sein wollte. Und als alles Zureden nichts fruchtete, da sprach er von Zwang. Gretchen schwieg und weinte. Und doch konnte der Vater selbst diesen Thränen nicht mehr nachgeben; er war ja schon heimlicher Weise zu weit gegangen, und hatte seiner Tochter Hand bereits förmlich einem Manne zugesagt, mit dem er sich tief eingelassen.

In dem nächstgelegenen Hauptort des Kantons hatte sich nemlich ein junger Mensch niedergelassen, und ein Handelsgeschäft errichtet, das er, wie er prahlend sich ausdrückte, mit großem Schwung und Aufsehen betreiben wollte, um den bedächtigen, philistermäßigen Kleinstädtern zu zeigen, wie man das Ding anfangen müsse. Es war, was man heißt, ein gebildeter Mann, der einige Jahre zu Paris sich herumgethan und nach der neuesten Mode sich kleidete. Wir wollen ihn Monsieur Louis nennen. Der warf seine Augen um her auf die Töchter des Landes, und wog sie ab, oder vielmehr ihr Vermögen, um zu erkunden, ob vielleicht eine in sein Geschäft taugte und demselben durch ihre blanken Thaler noch größeren Schwung verleihen konnte. Die Väter und Mütter des Kantonorts schüttelten die Köpfe, meinten, er sei ein Schwind-

ler und Prachhans, und behielten ihre Töchter und ihr Geld für bessere Gelegenheiten. Da hörte Monsieur Louis von Lienhardt's Gretchen sprechen. Er sah sie gelegentlich, und daß sie ihm gefiel, war allerdings kein Wunder, zumal da sie die einzige Tochter eines wohlhabigen Mannes war. Geschickt und pfiffig wußte er den Alten zu umgarnen, machte seine Brautwerbung und wurde günstig von ihm angehört. Solch einen vornehmen Herrn aus der Stadt hatte er sich ja längst schon als Eidam gewünscht.

Lienhardt sprach mit seiner Tochter davon, allein diese sah still vor sich nieder, und sagte bloß: „Ich mag keine Madam werden.“ Der Alte ward ärgerlich, setzte seinen zähen Kopf auf, und meinte, er müsse Gretchen durchaus zu ihrem Glücke zwingen. Da sie stille blieb, und aus Liebe zu Frieden dem jezt in's Haus kommenden Kaufmann bisweilen Red' und Antwort gab, so betrachtete der Vater nachgerade die Sache für abgemacht. Er hörte gern, wenn sein künftiger Schwiegersohn von seinen glänzenden Geschäften sprach, und wie er seinen Handel immer noch mehr ausdehnen wollte.

Schon fing der, wie mit Blindheit geschlagene Lienhardt an, mit seinem baaren Gelde sich bei Monsieur Louis Geschäft zu theiligen, und wurde von Tag zu Tag sicherer, je mehr ihm der Schemel vorrechnete, wie reichliche Zinsen die Gelder eintragen müßten. Er leistete Bürgschaft für bedeutende Summen, besonders als Monsieur Louis ein hübsches Anwesen kaufte, und einen Neubau nach seinem gebildeten Geschmack aufführte. Mit einem Wort, er war blind verrückt in seiner Tochter bevorstehendes Glück, und träumte schon davon, wie er künftig selbst in dem schönen, neumodischen Hause in Ruhe und Frieden leben werde bei seinen Kindern und Enkeln.

So weit war die ganze Rechnung gemacht, damit sie aber richtig sei, fehlte bloß noch eine Kleinigkeit: Gretchens bestimmtes Jawort. Dieses jedoch wollte das arme, verhandelte Mädchen nicht geben. Wenn der Vater von der Heirath sprach, so fing sie an zu weinen. Dieser erzürnte darob, und da er natürlich alle Schuld auf Schreiners Philipp schob, so ward er dem braven Jüngling immer mehr feind, und legte seinen Haß gegen ihn bei jeder Gelegenheit offen an den Tag. Er hütete und bewachte Gretchen mit argwöhnischen Blicken; sogar den Kirchgang gab er nicht mehr zu, wenn er nicht dabei sein konnte. Aller Frieden entwich dem sonst so glücklichen Hause, und die arme Jungfrau hatte viele trübe Tage, und durchweinte manche lange Nacht.

Ach, warum verbittern doch die Menschen so oft sich selbst das Leben!

Jetzt kam der alljährliche Meßti des Dorfes heran. Schon lange war Gretchen nicht mehr zum Tanze gegangen; auch diesmal wollte sie nicht hin, aber Monsieur Louis war zum ländlichen Fest eigens aus der Stadt gekommen, und auf Befehl des Vaters mußte sie mit auf den Tanzboden im Wirthshaus zur Sonne. Was ihr diesen Gang etwas erträglich machte, das war der Gedanke, vielleicht ihren Philipp zu sehen, mit ihm tanzen und traulich kosen zu können. Dieses Glück war ihr schon höchst lange nicht mehr zu Theil geworden!

Und richtig, Philipp war da; doch sein Gesicht war bleich, sein Blick finster. Dort, nahe bei der Thür, stand er an die Wand gelehnt, und schien keine Lust zum Tanzen zu haben. Er blickte starr nach seinem lieben Gretchen hinüber, und da er sie mit dem gepuzten Louis walzen sah, schwoll ihm das blutende Herz und drohete zu zerpringen. Wirre Gedanken durchkreuzten sein Gehirn, und er bemerkte nicht, wie das Mädchen zuweilen einen wahrhaft stehenden Blick nach ihm herübersandte. Er hatte sie einst gefragt, ob sie sich nicht entschließen könne, sein Weib zu werden auch gegen des Vaters Willen; er wolle von Herzen gern warten, bis sie volljährig, und daher selbstständig sei. Und Gretchens Antwort hatte damals gelauter: „Philipp, ich bleibe dir treu, aber das verlange nicht von mir. Du weißt es, so gut wie ich, der Segen des Vaters bauet den Kindern Häuser, aber sein Fluch kann sie auch wieder niederreißen. Ich kann nicht, mit des Vaters Fluch beladen, unter dein Dach einziehen, aber ich heirathe auch keinen Andern, das verspreche ich dir auf's Heiligste!“

So schien dem armen Philipp jetzt die Sache nicht mehr zu stehen. Er glaubte, der Gehorsam gegen den Vater habe den Sieg über Gretchens Liebe davongetragen. Er sah sie ja tanzen mit dem ihr vom Vater bestimmten Bräutigam; er ahnete nicht, daß sie nur seinetwillen zum Tanze gekommen; er verstand nicht ihre bittenden, sogar einladenden Blicke; er forderte sie nicht zum Tanz auf, und suchte keine Gelegenheit, sich ihr zu nähern, mit ihr zu sprechen.

Mißverständnisse haben schon manches feste Band zerrissen. Mit diesem Bande riß Philipps Herz entzwei, aber das seine nicht allein. Auch Gretchens Herz empfand eine tiefe, tiefe Wunde!

Der junge Schreiner trank rasch seinen Wein, und trank mehr als er sonst gewöhnt war, dann stürzte er fort, den Tod im Herzen. Und am

Montag Morgen wanderte der Gefelle, mit dem kleinen Felleisen auf dem Rücken, zum Dorfe hinaus. Niemand sah ihn, als sein Vater und seine Mutter, die bittere Thränen weinten bei dem so schnellen Scheiden des wackeren, lieben Sohnes! —

Veinahe drei Jahre waren seitdem verflossen, und in dem Dorfe wohnte kein Adam Lienhardt mehr. Er wohnte aber auch nicht in der Stadt in dem neugebauten Hause, weder er, noch seine Tochter. Monsieur Louis war wirklich ein Schwindler gewesen, für was ihn Jedermann, der ehrfurchtige Lienhardt ausgenommen, gehalten; sein neumodisches Haus war in ganz fremden Händen, und er spurlos verschwunden; die von seinem künftigen Schwiegervater vorgeschossenen und verbürgten Geldsummen waren verloren, und dieser sank vom wohlhabenden Bauer zum armen Manne herab.

Schwer zu tragen ist der wohlverdiente Spott, der denjenigen trifft, bei welchem der Hochmuth vor dem Fall gekommen. Lienhardt hatte ihn nicht zu tragen vermocht, und war fortgezogen mit dem kleinen Restchen seines früheren Vermögens. Trauernd um den Vater, aber für sich im Herzen froh, hatte Gretchen ihn begleitet. Ihr war diese Armuth tausendmal lieber als der Reichtum, wenn sie dem verachteten und verhassten Kaufmann hätte folgen müssen. Freilich war ihre Freiheit um einen schweren Preis erkaufte, um den der bitteren Armuth; und doch hatte sie leider das Glück ihrer Jugendliebe nicht mit in den Kauf bekommen, denn von Philipp kam schon längst keine Kunde mehr in die Heimath.

Lienhardt hatte sich in die Umgegend von Lauterburg, an den Rheinstrom, zurückgezogen, an dessen Ufer er geboren war, und verdiente nun sein täglich Brod als Fährmann. Gretchen unterstützte ihn treulich in seiner harten und gefahrvollen Arbeit, und wußte sich die Gewogenheit und die Achtung hüben und drüben des Grenzstromes zu gewinnen. Schön war sie immer noch, aber still und traurig. Dem Vater schnitt das gar oft in's Herz, denn er mußte sich anklagen, daß er allein an allem Unglück schuld war; aber die gute Tochter ließ ihn selten merken, wie es ihr um's Herz war; ihm gegenüber suchte sie freundlich zu sein und zufrieden, und ermüdete nimmer in liebevoller Aufmerksamkeit. Doch wenn sie sich allein wußte, da wurden die milden, blauen Augen gewöhnlich trübe, und große schwere Thränen fielen in die Fluthen des Rheins, wenn sie still sinnend am Ufer saß oder sich über ihren Fährkahn neigte, um den Wellen nachzusehen,

die so unaufhaltsam dahineilten, wie die schönen Tage ihrer Kindheit und Jugend und die hellen, sonnigen Stunden ihrer ersten und einzigen Liebe.

So finden wir sie eines Abends einsam am Ufer des Rheins, unfern dem Häuschen, das sie mit ihrem Vater bewohnte, und das wenigstens eine Viertelstunde von dem nächsten Dorf entfernt lag. Die Föhren und Kähne schaukelten schon an ihren Ketten, und der Vater war weggegangen, um einen Auftrag im Dorfe zu besorgen. Sinnend saß Gretchen da, gedachte liebend ihres Philipps, und fühlte sich gar weich und wehmüthig gestimmt in dieser milden, feierlichen Abendstunde.

Da klang es plötzlich vom jenseitigen Ufer an ihr Ohr: „Hol' über!“ Gretchen fuhr aus ihrem Sinnen auf und lauschte. Abermals tönte es vernehmlich durch die Abendluft: „Hol' über!“

„Gewiß noch ein verspäteter Wandersmann,“ sprach das Mädchen für sich; „was soll ich thun? Der Vater ist nicht zugegen, und die Zeit des Ueberfahrens eigentlich vorüber.“

Sie hatte sich aufgerichtet, und stand nun unschlüssig am Ufer. Da kam ein Mann eilig herangeschritten. „Auch noch einer, der hinüber will,“ dachte sie, und berechnete schon, daß es so übel nicht wäre, wenn der heutige, kärglich ausgefallene Verdienst noch einen Zuschuß erlangen könnte. Aber ihr Vater war ja nicht da. Der Mann war indessen herangekommen, und fragte: „Mamsell, will Sie mich noch überfahren? Ich habe mich verspätet, und muß durchaus noch hinüber. Sie darf auf guten Lohn rechnen!“

Gretchen, kurz vorher noch unschlüssig, häckelte schon an der Kette des einen Kahns und sagte: „Ich bin allein, Herr; wenn Ihr aber ein bißchen helfen wollet, so sollt Ihr schon noch hinüber kommen; das Wasser ist ja ruhig und die Nacht ziemlich heiter.“

„Recht gern,“ entgegnete der Fremde, und betrat schon den Nachen mit den Worten: „Zeige Sie mir nur, wie ich mich bei'm Rudern zu behemmen habe.“

Die kundige Fergin hatte das schwankende Fahrzeug vollends vom Pflöcke losgebunden, und steuerte nun mit der Ruderstange stromaufwärts am Ufer, um nicht allzuweit abwärts getrieben zu werden bei der Ueberfahrt und die rechte Landungsstelle zu verfehlen. Hierauf zeigte sie dem Fremden, wie er ihr behülfslich sein könne, wenn er die beiden Riegen taktrecht bewege, während sie mit dem kleinen Ruder den Lauf des Nachens richte. Aber es ward ihr fast unheimlich dabei, denn der fremde Wandersmann

sah, wie man's nennt, angetrunken zu sein. Indes ging die Fahrt ziemlich gut von Statten; der Kahn zog in den mondbeglänzten Fluthen seine weithin schimmernde Furche, und der am badischen Ufer Harrende mußte längst die Heranfahrenden bemerkt haben in der hellen Mondnacht.

Plötzlich ließ der Fremde die Ruder sinken und stand auf.

„Lasset jetzt nicht nach!“ rief warnend die Jungfrau, „sonst treiben wir zu weit abwärts!“ Jener aber trat näher vor sie, und fragte: „Gretchen, kennst du mich noch nicht?“

Die Fergin erbebte bei dem jetzigen Klang seiner Stimme. Sie sah in das bärtige Gesicht des Mannes, seitlich vom Monde beleuchtet, und antwortete: „Wie sollt' ich Euch kennen? ich hab' Euch nie gesehen.“

„Nie?“ fragte der Fremde gedehnt, und die Frage klang wie Hohn. „Gretchen, du irrst! Kennst du deinen Bräutigam nicht mehr?“

Fast wäre der rüstigen Jungfrau vor Schreck das Ruder entglitten. Jetzt wußte sie wohl, wem die plötzlich bekannt klingende Stimme angehörte. Monsieur Louis war es, der sie und ihren Vater in's Unglück gestürzt.

Sonderbar! dem Einen lähmt die Angst den Arm, dem Andern stählt sie ihn. Gretchen ließ das Ruder nicht sinken, sie arbeitete wie verzweifelt, um dem badischen Ufer näher zu kommen. Dort wußte sie ja einen Menschen, der ihr Beistand leisten könnte, während ihr Begleiter von einem solchen nichts ahnete.

„Gretchen,“ begann dieser wieder, „du bist meine Braut, und ich habe dich aufgesucht. Wir stehen einander gleich. Aber ich habe geheime Verbindungen und kann immer noch ein reicher Mann werden und dein Glück machen. Folge mir nach Deutschland!“

„Weg!“ rief die Fergin mit lauter Stimme, und hob drohend, das Ruder gegen ihn empor, als er noch näher herantreten wollte.

„Sperr dich nicht, Gretchen!“ höhnte der Elende. „Du bist in meiner Gewalt. Ein Pfiff, und meine Helfer sind zur Hand. Du lebst schon lange genug am Rhein, um die Schmuggler zu kennen.“

„Nütze mich nicht an!“ drohte Gretchen, und flüchtete sich auf die äußerste Spitze des Nachens, der ruhig abwärts trieb. „Lieber tod, als Dein!“

Wirklich war es in diesem Augenblick nichts als Todesmuth. Die arme Jungfrau mußte sich ja verrathen glauben und verkauft. Daß jener

Ruf: „Hol über!“ eine abgekartete Sache sei, konnte sie nicht mehr bezweifeln, wußte sie doch jetzt, daß ihr Verfolger mit den Schmugglern im Bunde stand. Und als dieser immer näher kam, als er sie gar am Kleid erfaßte, ließ sie das Rudern auf ihn niederfallen, der Kahn schwankte, ein lauter Schrei tönte durch die Stille der Nacht über die mondbehlänzte Fläche des Rheines hin, und über zwei Menschen zugleich schlugen des Stromes Wellen zusammen! —

Der alte Lienhardt war mittlerweile heimgekehrt, und hatte seine Tochter nicht in dem Häuschen gefunden, darum ging er an das Ufer, wo sie, wie er wußte, manchmal am späten Abend noch, sinnend und gedankenvoll verweilte. Er sah mit Befremden, daß einer der Rähne fehlte, und nun spähere sein Auge scharf über den mondbehläuteten Strom hinüber, und sein Ohr lauschte gespannt nach Ruderschlägen.

„Gretchen wird doch nicht in der Nacht allein hinübergesegelt sein?“ sprach der besorgte Mann halb laut vor sich hin. Horch! da tönte durch die nächtliche Stille gellend ein Schrei herüber. Des alten Fährmann's Haare sträubten sich, denn das war Gretchen's Stimme gewesen!

Pfeilschnell war ein Nachen losgekettet, und wie vom Sturm gejagt schoß er über die Fluth. Keuchend arbeitete Lienhardt, und das leichte Dreibord flog dahin, gleich einer Feder vom Winde getrieben. Nicht die Hälfte der sonstigen Zeit brauchte der bekümmerte Ferge zu Uebersahrt.

„Gretchen! liebes Gretchen!“ rief er mehrmals laut in großer Angst, aber bloß der Wiederhall gab Antwort vom buschbewachsenen Ufer.

Jetzt stieß das kleine Fahrzeug knitternd auf den Rieksand; er war auf der badischen Seite. Aber Niemand war zu sehen, keine menschliche Stimme zu hören. Athemlos rannte Lienhardt längs des Ufers hinab, bis an die Stelle, woselbst es sich in den Strom hineinreckt und eine kleine Bucht bildet. Dort sah er im Mondschein ein seltsames Schauspiel. Auf dem Grase des Uferlandes lag seine Tochter leblos, mit triefendem Haar und Gewand, und ein Mann, ebenfalls ganz durchnäßt, kniete neben dem Leichnam und schaute starr auf das bleiche, vom Lichte des Mondes verklärte Angesicht. Mit dem Schmerzensruf: „Gretchen! mein liebes Kind!“ stürzte Lienhardt neben der Leblosen nieder, umfaßte sie mit beiden Armen, und rief immer wieder in herzzerreißendem Tone: Gretchen! liebe Tochter! wach! auf! wach auf!“ — Der Fremde war etwas bei Seite getreten, und jetzt erst fragte Lienhardt: „Was ist geschehen?“

„Ich habe sie aus dem Wasser gezogen,“ klang die dumpfe, traurige Antwort. „Der mit ihr herüber fuhr, ist verloren. Eiler, bringt sie nach Hause, vielleicht... bei Gott ist kein Ding unmöglich!“

Der fremde Mann hatte noch nicht ausgedet, als Lienhardt schon mit der triefenden Leiche dem Schiffe zueilte. Jener folgte, und als der Alte bereits vom Ufer stoßen wollte, rief er: „Halt! ich muß mit hinüber; auf meinen Ruf ist der Nachen herüber gekommen!“ Er warf ein wohlbepacktes Felleisen in das Schiff, sprang hinein, und Lienhardt stieß ab. Der Fremde schnallte hurtig den zusammen gerollten Rock vom Felleisen, schob es unter den Kopf der leblosen Jungfrau, deckte sie mit seinem Rocke zu, und sagte: Laß mich auch rudern, damit wir desto schneller hinüber gelangen.“

Mit der größten Kraftanstrengung arbeiteten beide Männer, und flogen über den Rhein dahin, als jage sie der Tod. Kein Wort konnte gesprochen werden, und das Uechzen der Riegen und die gleichmäßigen Ruderschläge durchdrönten allein die Stille der Nacht. So schnell war noch kein Fahrzeug über den Rhein geglitten.

Das entseelte Mädchen wurde rasch in die ärmliche Wohnung gebracht. Hier erst wollte der unglückliche Vater dem Fremden danken, dieser aber entgegnete kurz: „Laß's gut sein; ich bleibe noch; ich muß sehen, ob sie nicht mehr zum Leben kommt!“

Als gleich darauf Lienhardt mit einem angezündeten Licht aus der Küche hereintrat, sah er, wie der Fremde sich über den Leichnam beugte und einen Kuß auf die bleiche Stirn drückte. Das wollte dem Alten seltsam bedünken, aber es war jetzt keine Zeit, nachzugrübeln oder zu fragen, und beständig kehrte der junge Mann sein Gesicht vom Lichtganz ab, ging jedoch dem Vater hülfreich an die Hand, als dieser, klagend und weinend, sich bemühte, Gretchen wieder in's Leben zurückzurufen. Der Fremde stand zu Häupten des Bettes, hatte seinen Arm unter den Kopf der Ertrunkenen gelegt, und rieb eifrig mit der Rechten ihre Schläfe.

Auf diese liebevollen Bemühungen alle, erfolgte plötzlich ein tiefer, tiefer Athemzug. Der Vater jubelte laut auf; der Fremde sagte nur still, mit einem Blick nach Oben: „Gott sei Dank!“ und setzte seine Belebungsversuche fort. Jetzt schlug Gretchen die Augen auf, und mit dem schwachen Ausrufe: „Philipp!“ schloß sie dieselben wieder.

„Philipp? Mein Gott und Heiland! Philipp,

du bist's?" rief der Vater. Aber Philipp hörte seine Frage nicht mehr, er war außer sich vor Freud und Lust. Er zog sein Gretchen an das Herz, er küßte sie, er rief unaufhörlich ihren lieben Namen. Und an seiner Brust erwachte die Todte wieder zum vollen, fröhlichen Leben! Selige Himmelswonnen war eingekehrt in des Fährmanns dürftigem Häuschen!

Gretchen, wie aus einem schweren, ängstlichen Traum erwacht, erinnerte sich alles dessen, was sich zugetragen hatte. Sie erzählte die Ueberfahrt mit ihrem verhafteten, einstigen Bräutigam, der zum Schmuggler geworden, und Philipp sagte gar ernst: „Der liegt begraben in der Tiefe des Rheines, mir aber schenkte der barmherzige Gott

die Gnade, dich zu retten; ich habe dich mit Gefahrt meines Lebens dem Tode abgerungen; du bist und bleibst mein liebes, liebes Gretchen. Der Herr hat alles wohlgemacht!“

Einhardt stand da, tief ergriffen von Gottes wunderbarer Führung; Freudenthänen traten ihm in das Auge, und er sprach langsam und feierlich: „Sein Wille geschehe! Was Gott zusammengesügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden!“

**Auflösung der Räthselnüsse.**

— 111 — 111 — 111 — 111 — 111 — 111 —  
 — 111 — 111 — 111 — 111 — 111 — 111 —

**Genealogie der Kaiserlichen Familie in Frankreich und Alter anderer Regenten.**

Napoleon III (Ludwig Napoleon Bonaparte), geboren in Paris, den 20. April 1808, Kaiser der Franzosen, vermählt den 29. Januar 1853, mit
Engenie von Montijo, Gräfin von Teba, geboren 1826, Kaiserin der Franzosen. Aus dieser Ehe:
Napoleon Eugen Ludwig Johann Joseph, geboren zu Paris den 16. März 1856.
Prinz Napoleon, geboren 1822, vermählt den 30. Januar 1859, mit
Clotilde, Prinzessin von Sardinien, geboren. 1843. Aus dieser Ehe:
Napoleon Victor Jerome Friedrich, geboren zu Paris den 18. Juli 1862.
Prinzessin Mathilde, geb. 1820.

Franz Joseph I (Karl), Kaiser von Oesterreich, <small>Alter.</small>	32
König von Ungarn und Böhmen	32
Wilhelm I, König von Preußen	66
Abdul Aziz, türkischer Kaiser	33
Isabelle II, Königin von Spanien	32
Don Ludwig I, König von Portugal.	25
Viktor Emanuel II, König von Italien.	41
Karl XV, König von Schweden	37
Georg V, König von Hannover	43
Friedrich VII, König von Dänemark	54
Wilhelm III, König von Holland	55
Leopold I, König der Belgier	72
Otto, König von Griechenland	47
Maximilian II, König von Bayern	51
Johann, König von Sachsen.	58
Wilhelm I, König von Württemberg	81
Pius IX, Pabst	70
Friedrich, Großherzog von Baden	36
Ludwig, Großherzog von Hessen	57
Adolph, Herzog von Nassau	45

**Fremde Mächte.**

Viktoria I, Königin von Großbritannien.	<small>Alter.</small> 43
Alexander II, Kaiser von Rußland	44

**Behörden, Gerichte, Anwalte, Advokaten, Notare, Quisfiers, &c.**

**Kaiserlicher Gerichtshof zu Colmar.**

Hr. Nies, erster Präsident des Gerichtshofs. Die HHrn. Gennau, Hamberger, Pillot, Kammer-Präsidenten. Räte: die HHrn. Schirmer, Weher, Dillemann, Dinger, Schulz, Huder, Chaufour, Veron-Réville, Richert, Gallmar, Trombert, Lang, Bian, Laurent, Gautier, von Neyremand, Meyer, Huot, Vonvallot, Jaquot-Donnat. General-Prokurator: Hr. Vigorie de Laichamps. Erste General-Advokaten: die HHrn. von Baillehache und Veran. Substituten des General-Prokurat.: die HHrn. Pochonnet u. Fauconneau-Dufresne. Obergerichts-Greiffier: Hr. Kempfrit. Commis-Greiffiers: die HHrn. Oberle, Willard, Bögel und Caron.

**Verwaltung des Niederrheins.**

Hr. Migneret, Präsekt. Hr. Guernon-Ranville, General-Sekretär. Präsekturräte: Die HHrn. Michaux-Bellaire, Bradenhoffer, Daviel de la Nèzière und Traut. Bureau der Präsektur (1ste Division, Hr. Bauer, Chef). — 1tes Bureau, Hr. Ignard, Chef: Gemeinderrechnungen; Verwaltung der Güter und Finanzen von Gemeinden und Spitälern; öffentlicher Bestand, &c. — 2tes Bureau, unter der Leitung des Unterdivisionschefs: Rechnungswesen, Personal und Streit-sachen der Finanzverwaltungen. — 3tes Bureau, Hr. Worms, Chef: Fabak, Anbau, Ablieferungen, Debits, Fündlinge, &c. — 4tes Bureau, Hr. Duvergier, Chef: Boden-Eintheilung, Tausch in Betreff der Gemeinden: